

Lebenserinnerungen des Fayencefabrikanten Johannes Scheller von Kilchberg

Autor(en): **Frei, Karl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **50 (1930)**

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Lebenserinnerungen

des Fayencefabrikanten Johannes Scheller von Kilchberg

Von Karl Frei.

Wie im Jahre 1791 die von Salomon Gefner und andern Interessenten gegründete Zürcher Porzellanfabrik¹⁾ im Schooren bei Bendlifon nach nicht einmal dreißigjährigem Bestehen ihren Betrieb mit einer Schuldenlast von über 200 000 Gulden einstellte, übernahm Johann Kaspar Schultheß von Zürich die Liegenschaft, sämtliches Werkzeug und alle Vorräte, um sie zu gegebener Zeit wieder zu veräußern. Zwei Jahre nach der unglücklichen Liquidation wagte es der Hafner Mathias Neeracher von Stäfa, der schon in der Porzellanfabrik als Schwiegersohn des Direktors Adam Spengler von Schaffhausen gearbeitet hatte, das Etablissement gegen eine Kaufsumme von 7800 fl. zu erwerben und wieder in Betrieb zu setzen, wobei er sich neben der Fayence- und Steingutfabrikation anscheinend auch mit der Herstellung von Porzellangeschirr beschäftigte. Neeracher starb schon im Jahre 1800, und nun war es seine zweite Frau, Anna Herdener von Wädenswil, welche das Geschäft weiterführte und es im Jahre 1801 ihrer Stieftochter Anna Magdalena Neeracher mit Einwilligung von deren Kurator Hans Jakob Rath von Stäfa um 11400 fl. abkaufte. Um die gleiche Summe veräußerte sie es bald darauf an Präsident Hans Jakob Mägeli von Bendlifon, mit welchem sie sich in zweiter Ehe am 29. Juni 1802 vermählt hatte. Der neue Besitzer stellte die Fabrikation von Porzellangeschirr gänzlich ein und verlegte sich ausschließlich auf die Herstellung von Steingut und Fayence mit aufgedrucktem und bemaltem Dekor, womit er solchen Erfolg hatte, daß er bis zu 4000 fl. in einem einzigen Jahr verdiente. Dies änderte sich, als im Jahre

¹⁾ Vergl. H. Angst, Zürcher Porzellan („Die Schweiz“, Jahrgang 1905). — Schoorenfayencen des 19. Jahrhunderts (37. Jahresbericht des Schweiz. Landesmuseums auf das Jahr 1928). Auch im Sonderdruck erschienen.

1820 Johannes Scheller, ein ehemaliger Angestellter der Meeracherischen Fabrik und Dreher Nägeli's, auf Grund der Kenntnisse, die er sich in beiden Betrieben erworben hatte, in seinem Hause im „Böndler“ (Milchberg) eine Konkurrenzfabrik errichtet und Arbeiter Nägeli's in sein neues Geschäft hinüberzuziehen suchte. War die Fabrik auch nur klein und ein Brennofen nebst zwei Arbeitszimmern zum Drehen und Formen alles, was der neue Fabrikant im „Böndler“ oder „Böhnler“ sich leisten konnte, so machte sie doch dem alten Unternehmen ernsthafte Konkurrenz, gar als 1830 der gleichnamige Sohn des Johannes Scheller den Vater in der Leitung der Fabrik unterstützte und diese im Jahre 1835 an den See hinunter, ganz in die Nähe der ältern, verlegt wurde. Im gleichen Jahr, da der jüngere Johannes Scheller in das väterliche Geschäft eintrat, starb Hans Jakob Nägeli im Alter von nicht ganz sechzig Jahren. Der Konkurrenzkampf aber setzte sich unter seinem Sohne und Nachfolger Johann Jakob Nägeli, dem späteren Obersten, fort und wurde noch verschärft durch die Gründung einer dritten Fabrik von Hans Jakob Fehr in Rüschiikon, welcher bis zu Anfang der dreißiger Jahre als Associé des ältern Johannes Scheller tätig gewesen war. Weniger scheint eine vierte Fabrik der Gebrüder Abegg in Rüschiikon am Kampfe teilgenommen zu haben, welche nur vier Jahre, von 1838 bis 1842, bestand und deren einer Teilhaber später in der Schellerischen Fabrik Anstellung fand. Im Jahre 1858 mußte die Nägeli'sche Fabrik ihre Insolvenz erklären, aber auch die Scheller'sche bestand nicht viel länger, indem der jüngere Johannes Scheller, der Schreiber der nachfolgenden Lebenserinnerungen, durch die unglückliche Gründung der mechanischen Spinnerei in Unter-Leimbach in finanzielle Schwierigkeiten geriet, welche im Jahr 1869 auch den Konkurs und Verkauf seiner blühenden Fabrik- und Steingutfabrik, die er nach des Vaters Tode zuerst mit seinem Bruder Joh. Jakob und von 1858 an allein geführt hatte, zur Folge hatten. Die ehemalige Nägeli'sche Fabrik wurde von Joh. Jakob Staub von Horgen erworben und nach seinem Tode im Jahre 1897 von seinen Erben bis zum Jahre 1906 fortgeführt²⁾. Die Fehr'sche Fabrik in Rüschiikon bestand bis 1866.

Die Geschichte der aus der Zürcher Porzellanmanufaktur erwachsenen Fabrik im Schooren und ihrer Konkurrenzunter-

²⁾ Gefl. Mitteilung von Frau E. Harlacher-Staub. Die Angaben im Jahresberichte 1928 des Landesmuseums (S. 92) sind darnach zu berichtigen.

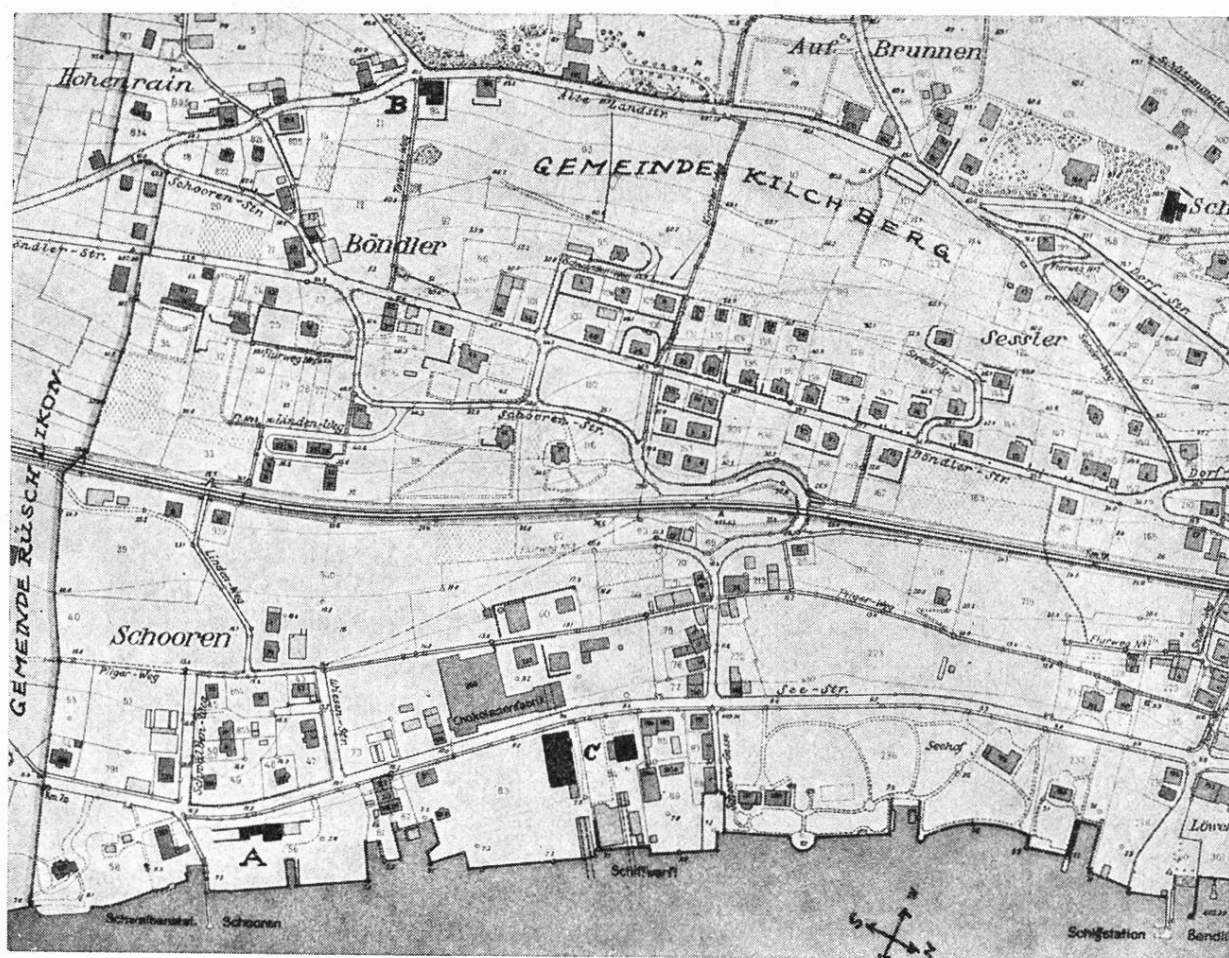


Abb. 1. Zürcher Porzellan- und spätere Nägelsche Fayencefabrik im Schooren (A); Schellersche Fabrik im Böndler (B) und im Schooren (C).

nehmungen hat bisher noch irgend eine eingehende Darstellung erfahren. Dr. H. Angst gedenkt in seiner Studie über das Zürcher Porzellan, erschienen 1905 in der illustrierten Zeitschrift „Die Schweiz“, nur des Nägelschen Unternehmens und der verdiente Lokalhistoriker Kilchbergs, G. Binder, konnte im Rahmen seiner Geschichte von „Kilchberg im Wandel der Jahrhunderte“ der Porzellan- und späteren Fayenceindustrie nur einen kurzen Abschnitt widmen. Einzig im Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums für 1928 ist vor kurzem versucht worden, an Hand des in den Archiven des Notariates Thalwil und des kantonalen Handelsregisteramtes in Zürich sowie anderswo liegenden und bisher noch wenig oder nicht benützten Materiales eine Geschichte der einzelnen Fabriken zu skizzieren, die unter den keramischen Beständen des Landesmuseums aufbewahrten Erzeugnisse derselben auszuscheiden und den einzelnen

Stablisfementen zuzuweisen. Der Verfasser konnte dabei auch die sehr interessanten Aufzeichnungen des Kilchberger Fahencefabrikanten und Artilleriehauptmanns Johannes Scheller (1815—1869) zu Nuze ziehen, auf welche ihn in liebenswürdiger Weise Herr Bernhard Studer in Thun aufmerksam gemacht hatte und die wir hier mit freundlicher Erlaubnis seiner Mutter, Frau Johanna Studer-Dieffenbacher, der Enkelin von Johannes Scheller, nicht nur wegen ihres fesselnden kulturgeschichtlichen Inhaltes, sondern ganz besonders auch wegen ihrer Wichtigkeit für die zürcherische Fahenceindustrie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Abdrucke bringen.

Die Lebenserinnerungen oder wie der Verfasser sie nennt: „Meine Lebensbeschreibung“ schrieb Johannes Scheller im Jahre 1857, kurz bevor er nach dem Austritt seines Bruders und Associés die vom Vater gegründete Fahencefabrik im Schooren allein übernahm. Als Zweiundvierzigjähriger und Besitzer eines blühenden Unternehmens, gedachte er für sich und seine Nachkommen festzuhalten, welche besonders Umstände den Aufschwung des Geschäftes bewirkt hatten. Daneben lag ihm daran, den spätern Besitzern seiner Lebenserinnerungen außer den biographischen Notizen und Aufzeichnungen über die Entstehung der Fahencefabrik sowie anderer durch ihn und seinen Vater erfolgten Gründungen auch seine Lebenserfahrungen und Erziehungsgrundsätze zu übermitteln. Einleitend schildert er den Lebenslauf seines Vaters, des 1785 gebornen Johannes Scheller. Wir hören von seiner Tätigkeit in der Neeracherischen Fabrik als Lehrling und Dreher, von seinem Uebertritt in den Lehrstand und von den Gründen, die ihn bewogen, eine Fahencefabrik aufzumachen. Dann folgen Jugenderinnerungen des Schreibers, Mitteilungen über seine Schuljahre und den Eintritt und seine Tätigkeit in der väterlichen Fabrik sowie über seine militärische Ausbildung als Artillerist bis zur Zentralschule in Thun. Eingeschoben sind in diesen Abschnitt Notizen über den Neubau des väterlichen Wohnhauses am See, zu dem er als Fünfzehnjähriger die Pläne lieferte. Weiter behandelt Scheller den Neubau der zweiten Fahencefabrik unten am See, im Schooren, die Arbeits- und Fabrikationsverhältnisse in derselben, die Verbesserungen, die trotz des Widerstandes der Arbeiter zur Verminderung der Produktionskosten eingeführt wurden, seine chemischen Studien in Zürich. Zum Abschluß des ersten Lebensabschnittes, der bis in die Zeit von 1840 reicht, untersucht er die Gründe und Umstände, welche zur

späteren Blüte der Fabrik bestimmend waren. — Dem zweiten Lebensabschnitt setzt er voran Mitteilungen über die Gründung eines zweiten, sehr prosperierenden väterlichen Unternehmens, der Ziegelfabrik im Schooren, wobei er in recht anziehender Weise die Bautätigkeit in Zürich nach der Niederlegung der Schanzen schildert. Leider brechen die Lebenserinnerungen hier ab. Trotz allen Nachforschungen fanden sich keine weiteren Aufzeichnungen und nach den Mitteilungen von Herrn Bernhard Studer, die sich auf Angaben der Tochter und Enkelin von Johannes Scheller stützen, steht es keineswegs fest, ob solche überhaupt geschrieben worden sind.

Zur Ergänzung des hier kurz niedergelegten biographischen Materials über den Verfasser der Lebenserinnerungen sei nachgetragen, daß er von 1843 bis 1848 als Präsident der Gemeinde Kilchberg amtierte und daß er als deren Vertreter in den zürcherischen Kantonsrat abgeordnet war. Im Jahre 1848 machte er als Kommandant einer Artillerie-Batterie den Feldzug gegen die Sonderbundskantone mit, wobei er sich bei der Verteidigung der Schiffsbrücke von Lunern rühmlich auszeichnete. Im Sommer 1848 rückte er mit seiner Batterie aus zur Grenzwacht am Rhein und fünf Jahre später, 1853, übernahm er mit seinem jüngern Bruder Johann Jakob Scheller das väterliche Geschäft, das 1858 nach des Bruders Ausscheiden an ihn allein überging. Er führte die Fabrik zu hoher Blüte, begnügte sich aber in seinem Unternehmungsgeist nicht mit dem einen Erfolg, sondern wagte sich an den Bau einer Spinnerei in Unter-Leimbach, welche gewaltige Summen verschlang und den wirtschaftlichen Zusammenbruch ihres Gründers zur Folge hatte, der kurz darauf, am 28. April des Jahres 1869, starb. Doch lassen wir Scheller nun selbst sprechen³⁾.

„Ich beginne diese Arbeit, schreibt er, nicht in der Absicht, um bey Nachkommen oder Verwandten zu glänzen, sondern um darzutun, wie sich ein Geschäft an Familienglieder, vom Vater auf den Sohn und von diesem auf den Sohnssohn übertragen muß, wie dasselbe der ganzen Familie zum Kleinod werden muß, wenn es zu einem auch nur mittelmäßigen Resultat führen soll. Möge ich es, wie ich es jetzt vorhabe, redlich halten, auch der Nebenumstände, die zur Vervollkommnung unserer Geschäftsthätigkeit wesentlich beigetragen haben nicht zu vergessen, und sie hier einzutragen. Möge

³⁾ Wir geben die Lebenserinnerungen soweit als möglich in der Orthographie des Originals, an dem wir nur an wenigen Stellen kleine Retouchen anbrachten.

ich der Vor- und Mitarbeit durch meine Eltern und Geschwister jederzeit an geeigneter Stelle gedenken zum Nutzen und Beispiel derjenigen, die nach mir das Geschäft zu leiten berufen sein werden. Möge ich beim Schreiben dieser Zeilen vor Selbstüberschätzung mich hüten können, denn die Eigenliebe ist bey allen Menschen eine Potenz, die sich unter allen Verhältnissen zeigt, nützlich aber auch oft verderblich wirkt, und namentlich Nützlichendes verhindert, wenn sie sich gekränkt glaubt.

Mit diesen Vorsätzen beginne ich also diese Arbeit. —

Mein Geburtsjahr fiel auf 1815 und war ich das 2te Kind der theuren Eltern Johannes Scheller und Anna Barbara Günthard aus dem Sood, in Adlischweil. Regula ward 1814, Johannes 1815, Anna 18 . . und Jakob 1820 geboren.

Mein Vater, der jüngste Sohn eines Schiffers, dessen Wittve nach frühem Verlust ihres Gatten die Schiffahrt eifrig mit großer Thätigkeit und Geschik fortbetrieb, war in seinem elterlichen Hause entbehrlich, weil 2 ältere Brüder bereits allein die Schiffahrt mit Hülfe der Mutter besorgen konnten. Er wurde daher in die ganz nahe gelegene Geschirrfabrik, die damals durch einen gewissen Hr. Meeracher betrieben wurde, untergebracht. Diese Fabrik ward wahrscheinlich in den 1760ger Jahren gegründet von einer Anzahl Zürcherherren, und der Leitung eines Hr. Spengler anvertraut, der die Porzellanfabrikation betrieb, schöne Waaren lieferte, aber wie es scheint die Dekonomie zu wenig berücksichtigte.

Es wurden Modelle in großer Zahl für Figuren angeschafft, die durch wirkliche Künstler gemacht waren, ebenso wurden feinste Landschaftsmalereyen auf Porzellan durch geschickte Maler und Künstler gemacht, welche wirklichen künstlerischen Werth haben. Der Absatz dieser Produkte soll dann in den größeren Städten auf Rechnung der Fabrik statt gehabt haben, allein nach und nach werden sich die Waaren angehäuft haben, vielleicht auch veruntreut worden sein, weil eine Aufsicht in den verschiedenen Depots, deren in Italien, Deutschland etc. bestanden haben sollen, der kümmerlichen Verkehrsmittel wegen total unmöglich war. Die Gesellschaftsmitglieder ermüdeten, immerwährende Zuschüsse zu machen und als man liquidiren wollte, wurde die Fabrik, die zwar sehr klein angelegt war, um ein Spottgeld abgesetzt, aus den vorhandenen Waaren in den Depots bereits gar nichts gelöst, und an dem ganzen Unternehmen fl. 80,000 verlohren.

Hr. Mehracher muß die Fabrik gekauft und mit Hülfe eines Hafners, dessen Nachfolger im Seefeld die Ofenfabrikation betreiben, die Fayencefabrikation eingerichtet und betrieben haben⁴⁾. Bey dieser Fabrikation wird die Glasurzubereitung besonders damals große Schwierigkeiten gehabt haben, wo man alle möglichen aber nur nicht die zweckmäßigen Mischungsverhältnisse für die Zinnglasur versuchte und ganz unrechte Zusätze beymischte.

Diese Mischungsverhältnisse sind immer und zwar bis auf den heutigen Tag als große Geheimnisse aufbewahrt worden, und besorgte Hr. Mehracher das Zusammensetzen der Mischung auch selbst. Mein Vater mußte seinem Arbeitsgeber als Knabe aus der Nachbarschaft besonders lieb gewesen sein. Er hielt ihn etwas besser als die andern und ermunterte ihn auf allerley Weise. Da er mitunter dem Trunk sich ergab, was er wegen seiner Ekehälfte, einer bösen Frau, geborne Herdner wegen heimlich thun mußte, so ließ er sich durch diesen Knaben geistige Getränke holen, die er dann in dem verschlossenen Mischungszimmer zu sich nahm, und dabey mitunter entschlief. — Mein Vater, der seinem Herrn, wie es scheint beim Mischen behülflich sein mußte, dachte sich bey diesem Anlaß als 13jähriger Knabe, wie er nachher oftmals äußerte: „Wie wäre es, wenn du es einmal dahin bringen könntest, die Mischungsverhältnisse für dich zu benutzen, für dich selbst zu fabriziren.“ Gedacht, gethan. Die Mischungsverhältnisse wurden notirt.

Während längerer Zeit arbeitete mein Vater in dieser Fabrik, war sehr fähig, sodaß er, als dieser besagte Hr. Mehracher starb, bereits unter dessen Wittwe als 1ter Dreher funktionirte. Die Wittve verheiratete sich wieder mit einem Hr. Waisenrichter Nägelj, und dieser, als Neuling im Geschäft, schien auch wieder auf sehr gutem Fuß mit meinem Vater zu stehen, und ihn gerne gehabt zu haben. Er anvertraute ihm nach einer stattgehabten Inventur einmal fl. 4000.— dieses Jahr verdient zu haben.

Mittlerweile wurde mein Vater in dem im Erdgeschoß angelegten kleinen und sehr feuchten Dreherzimmer angegriffen, woraus sich später leicht die Gleichsucht hätte entwickeln können. Der Arzt

⁴⁾ Wahrscheinlich war es Hafner Rudolf Bodmer von Stäfa in Gorgen (1771—1841), der im Jahre 1819 nach Riesbach bei Zürich übersiedelte und dessen beiden Söhne, Johann Walter (1805—66) und Arnold (1807—1849), später ebenfalls in Riesbach — im Seefeld — die Hafnerei betrieben. (Gustav Strickler, Senator Bodmer von Stäfa, S. 129 ff.)

verbot ihm die Arbeit in der Fabrik und nun probierte er es, seinen Brüdern die bereits schwunghaft betriebne Weinhandlung und tägliche Zürichschiffahrt betreiben zu helfen. Wie es scheint, war ihm diese Arbeit wegen der in der Fabrik sich angewöhnten angenehmeren Beschäftigung schon zu hart, und er entschloß sich, die Vorstudien für den Lehrerberuf vorzunehmen. In kurzer Zeit konnte er bey seinem Meister, Hr. Kreislehrer Stapfer in Horgen, welcher eine höhere und eine Alltagschule zu leiten hatte, der 2ten Schule vorstehen und trat nach einem oder 2 Jahren als Adjunkt in der Schule zu Kilchberg ein, deren Lehrer sich, wie es scheint, mehr mit Weinhandel als der Schule zu beschäftigen schien.

4 Jahre widmete er sich mit dem größten Aufopferung und Fleiß dieser Schule für den jährlichen Gehalt von fl. 52.— nebst fl. 12.— für den Vorsingerdienst.

Mittlerweile verheirathete er sich mit der Schwägerin Schwester, jedenfalls der geistreichsten aller ihrer Geschwister, wie es scheint unter größtem Widerstreben seines eignen Bruders. Die Mutter brachte ihm einen Antheil ihres großen Hofes und wahrscheinlich etwas Barschaft zusammen im Betrage von fl. 6000.— ein. Er besorgte noch 2 Jahre als Adjunkt die Schule und sie besorgte den Haushalt und bearbeitete das Land mit den Knechten. Bey der wirklichen Wahl zum Lehrer der Gemeinde Kilchberg machte man ihm Schwierigkeiten.

Es zog sich auf diese unverdiente Zurücksetzung hin aber mein Vater sofort zurück, entsagte dem Lehrerberuf und bearbeitete seine Güter mit großer Thätigkeit.

Im Jahr 1819 wurde unsre Gegend durch ein Hagelwetter heimgesucht, und diese trostlose Erfahrung auf dem Gebiete der Landwirtschaft, nebst den Rückschlägen in den über ganz Europa verspürten Theurungsjahren 1815 und 16 und 17 entmuthigten meinen Vater zwar nicht, aber sie führten ihn zur Einsicht, daß auf dem Gebiete der Landwirtschaft wenig zu gewinnen sey, weil eben auch Fehljahre eintreten.

Er faßte damals den Entschluß, ganz im Kleinen die Fayencefabrication zu beginnen. Er begann sofort mit Versuchen für die Mischung der Thonarten und Glasuren, die er bey mehreren Hafnern in der Stadt Zürich brennen ließ, wobey ihm die in seiner frühesten Jugend copirten Rezepte den Anhaltspunkt gaben. Auf allen Seiten berieth er sich hierüber und erzielte in ziemlich kurzer Zeit eine Vereinfachung des Glasursages.

Im Jahre 1820 wurde ein Ofen und 2 Arbeitszimmer über demselben erbaut. Dieser Ofen mag kaum 396 Kubikfuß Inhalt gehabt haben⁵⁾.

Wenige Jahre wurde abermals ein Anbau gemacht, und ein 2ter Ofen erstellt, der schon etwas größer war. Von einem Associé, den mein Vater in der Person eines ehemaligen Mitarbeiters Jakob Fehr von Rüschiikon hatte, ist deshalb nicht viel zu erwähnen, weil dieser nur eine sehr unwesentliche Stellung einnahm, und auch kein Capital zur Eröfning oder Erweiterung des Geschäftes beibrachte.

Er erhielt wieder aus der Gesellschaftscasse von Anfang an wöchentlich fl. 5.— und als es sich ergab, daß es nicht so viel leiden mochte, so wurde diese Löhnung auf 4 oder 3½ fl. wöchentlich reduziert.

Als Fehr bei dem Tode seines Onkels, der etwas Vermögen hatte, abermals nichts einzusetzen vermochte, wurde sein Antheil auf $\frac{1}{3}$ Theil reduziert und als 1830 ich aus der Schule getreten und in der Fabrik bereits behülflich war beim Verkauf und der Aufsicht, so wurde Fehr entlassen und ihm sein Antheil am Gewinn, der sich auf ca. 1200 fl. schätzen ließ, in Natura, nämlich in $\frac{1}{3}$ Theil des Waarenvorrathes, $\frac{1}{3}$ Theil der Formen, Casetten, Pferd, Wagen und Chaischen aushin gegeben⁶⁾. Alle Vorräthe an Glasuren, Mate-

⁵⁾ In einem Schreiben des Fayencefabrikanten Joh. Jakob Nägeli an „Staatsrath Msteri, Pres: der Hochverordneten Commission der innern Angelegenheiten des Cantons Zürich“ vom 5. August 1820 wird die neue Gründung folgendermaßen glossiert:

„Letzten Januar machte ein gewisser Joh. Scheller, der ehemals als Dreher bei mir in Arbeit stand, Anstalten, eine ähnliche Fabrik in einer Scheune zu errichten und führte neben Heu- und Strohboden hinauf ein Brennofen und Kamin auf und gab öffentlich aus, einen Teil meiner Arbeiter an sich zu bringen . . .“ (Zürich, Staatsarchiv K. K. 40. 4.)

⁶⁾ Der Austritt Fehrs wurde den Kunden in einem gedruckten Zirkular, datierend vom 12. November 1831, mitgeteilt. Auf den genannten Tag wurde „die Ragion Scheller und Fehr . . . infolge freundschaftlicher Uebereinkunft“ aufgelöst und die Liquidation der bis zu diesem Zeitpunkt bestandenen Societät von Johannes Scheller (Vater) auf alleinige Rechnung übernommen. (Nach einem Originalzirkular aus dem Nachlaß von „Jakob Scheuchzer, Krämer und Weinschenk in Bauma“, im Besitz von Herrn Otto Ziegler-Bär in Kilchberg, unterzeichnet von „Johannes Scheller in der Fabrik“.

Jakob Fehr richtete nach seinem Austritt im Unterdorf Rüschiikon in einem 1832 neuerbauten Hause eine eigene Fayencefabrik ein, welche ein Brennhaus mit zwei Brennöfen, eine Dreherstube und eine Malerstube, zwei Magazine und ein Kabinet umfaßte. Die Fehrsche Fabrik bestand bis zum Jahre 1866. (Vergl. Jahresbericht des Landesmuseums 1928, S. 95.)

rialien etc. wurden in dieser Weise vertheilt, die Gebäude, die ohne alle Fonds des Fehr einzig aus den Vorschüssen meines Vaters erstellt waren, konnten natürlich nicht getheilt werden.

Ich gehe von diesem Zeitabschnitt wieder zurück auf meine Jugendzeit, in welcher ich die größte Sorgfalt und Pflege von meiner überaus liebevollen und verständigen Mutter erhielt. Ich wandelte meinen Weg bis zum 5ten Jahr wie ihn die ganze Menschheit wandelt, nämlich ich aß und trank, schlief und wachte, wurde krank und wieder gesund, war der Liebling der Großmutter und der Base, so lange erstere lebte und letztere bis zu ihrer Verheirathung nach Dietikon im Hause blieb. Die Jahre meiner Kindheit verlebte ich im Bändler in Nr. 111. Die Wohnstube, gegen Morgen und den See gelegen, hatte eine wundervolle Aussicht. Man sieht von da aus den Zürichsee von Zürich bis nach Herrliberg und bis zu Au, Thalweil und Rüschtikon und namentlich die Schneeberge alles ohne die mindeste Störung. Dieselbe war zwar zur ebenen Erde, weil sie mit einer Art Terrasse auf welchem der Weg zum Hause führte, auf gleicher Linie war, jedoch circa 15 Fuß über der Landstraße, die am Hause vorbeihöhrt. Das Wiederwärtigste an diesem in der Höhe gelegenen Hause war, daß es, nach alter Art gebaut, nicht sehr fest und luftdicht war und von dem Regen oder Westwind und ebenso von dem kalten Ost und Nordost oder Biswind zu leiden hatte. Der Nordost und der Westwind piffen abwechselnd im Winter durch den Kaminhut hindurch, so daß mans im ganzen Hause hörte. Zu gleicher Zeit konnte man sich dann aber an dem klaren beweglichen See, an dem Tummeln der Schiffe auf demselben, von denen sich wohl öfter ein größerer Theil den Wind zu Nutz machte, als derjenige war, der dem Wind entgegenarbeitete, ergözen. Die große Seefläche war selten leer und auch die Landstraße war mitunter von Reise- oder Luxuswagen, mehr aber von Föhren, die für die Landwirtschaft dienten, befahren. Gegen Ende der zwanziger Jahre etablirte sich ein Bothengeschäft auf dieser Straße, das täglich von Thalweil nach Zürich das Commissions- und Expeditionsgeschäft für die Hausmütter und auch für die Krämer und Handwerker auf der ganzen Route besorgte. Gegen oder nach 1830 wurde das einspännige Italienerpöstli, das zwar sehr unregelmäßig kam, in einen Zspännigen Richterschweilerpost umgewandelt, später noch ein Doppelpours, nämlich die Glarnerpost, Zspännig eingerichtet, wodurch die alte bergige Straße große Lebhaftigkeit erhielt.

Als ich die Schule besuchen mußte, schickte mein Vater mich

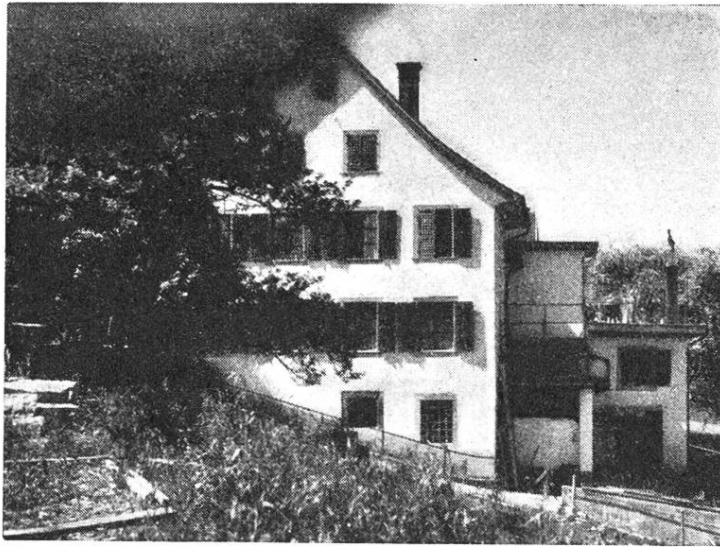


Abb. 2. Schellersche Fabrik im Bändler-Rilchberg.

mit meiner ältern Schwester Regula nach Adlischweil zu einem meiner Freunde, der dort Lehrer war. Das Verhältniß in der dortigen Schule war etwas sonderbar. Der Sohn nämlich war als Lehrer angestellt, aber der Vater hielt die Schule, und der Sohn pflegte die Landwirtschaft und war nur zeitweise in der Schule. Der Weg nach Adlischweil war für uns 2 Geschwister etwas weit, allein auch bei einem kürzern Schulweg würde die Zeit verändelt worden sein.

Der Unterricht in der Schule war nach damaliger Uebung so übel nicht. Am Vormittag lesen im Testament für die größern Schüler, Aufsagen der Fragen aus dem Chatechismus und von Liedern aus dem Waserbüchlein; am Nachmittage Schönschreiben, Rechnen und dergl.

In meinem angetretenen 10ten Jahre hielt mein Vater mich schon so weit vorgerückt, um mich in eine höhere Schule, nämlich zu Hr. Kreislehrer Stapfer nach Horgen zu schicken. Ein Kreislehrer von damals war ein Musterlehrer, der angehenden Lehrern Unterricht erteilte und sie nebenbei Schule halten ließ in der eignen Alltagschule. — Hr. Stapfer hatte neben der Alltagsprimarschule noch eine 2te Schule, die er auf eigene Rechnung errichtet hatte und in welcher die Realfächer, namentlich deutsche Sprache und Rechnen, weiter ausgebildet und daneben auch die französische Sprache gelehrt werden sollte. — Die deutsche Sprache beschränkte sich jedoch auf das Auswendiglernen des Chatechismus, der mit größter Strenge eingepägt wurde, und von Liedern; dagegen wurde auf die fran-

zösische Sprache sehr viel Zeit verwendet. Nach 2 Jahren, während welchen ich bey Hr. Stapfer geschult und verköstiget war, ließ mich mein Vater im Hünisichen Institut in Sorgen eintreten. Hier sollte ich bloß den Unterricht empfangen und war dann auf dem vordern Rain bey einem Verwandten verköstiget. — Ich fand diesen Unterricht für zweckmäßiger und gründlicher angeordnet, und bedauere, daß ich hier nicht längere Zeit diesem Unterricht folgen konnte, denn schon nach circa 4 Monathen mußte ich wegen unbedeutendem Unwohlsein diese Schule für einige Zeit meiden, und während ich curirt wurde, bildete sich in unsrer Gemeinde eine Schulgesellschaft, bey welcher mein Vater sehr thätig wirkte. Diese errichtete dann eine Realschule, berief einen Lehrer aus dem Toggenburg, und ich mußte dann die in unserm Hause, das mein Vater von Hr. Dr. Nägeli gekauft hatte, errichtete Schule besuchen.

In dieser Schule wurden dann wieder die Anfangsgründe der französischen Grammatik wie bey Hr. Stapfer und Hr. Hüni und in der deutschen Sprache und im Rechnen wenig geleistet. Nach 2 Jahren gieng auch dieser Lehrer wieder ab, wir erhielten abermals einen neuen Lehrer. Auch bey diesem mußte ich noch 1 Jahr oder sogar 2 Jahre bleiben und brachte es nicht einmal zum Ausziehen der Quadratwurzel.

Dagegen mußte ich die Sonntagszeichnungsschule in Zürich besuchen, welche im Jahre 20 s kostete. Nebst dieser Sonntagschule nahm ich bey dem gleichen Zeichnungslehrer Privatstunden, sodaß ich fertig Zeichnen lernen konnte; nämlich architektonisches Zeichnen, das mir bey der Gründung unsers Geschäftes von großem Nutzen war.

Meine erste Arbeit war der Aufriß eines projectirten Wohnhauses, das für 2 Haushaltungen unterhalb der alten Landstraße gebaut werden sollte. Das Land war angekauft und Steine und Sand war schon in ziemlicher Masse auf dem Platz. Da änderte mit einem Male unser Vater den Plan, kaufte ein Stück Land am See und daselbst wurde sofort ein Bauplatz für das Wohnhaus ausgewählt, und der Bau begonnen. Ebenso wurde der Entschluß gefaßt zum Bau einer Ziegley, welche dann näher am See aufgestellt. Man machte einen oben zugewölbten Ofen, aber dessen Verwendung scheiterte ein Jahr später an der Abneigung der Brenner gegen diesen Ofen. Bey Zürich und am See waren nämlich nirgends solche Ofen.

Diese Bauten fielen in die Jahre 1830 und 31. Ich war mittlerweile 15 Jahre alt geworden. Mein Vater verwendete mich sofort in

der Fabrik. Ich sollte seiner Meinung nach alle Arbeiten verrichten lernen. Ich machte schon neben dem Besuch der Schule jeden Donnerstag die Facturen, und half Waaren verpacken, d. h. zum Versenden zusammenstellen. Dieses sowie der Waarenverkauf war bereits meiner Schwester übertragen, welche ein Jahr früher als ich aus der Schule getreten war. Nebst diesem sollte ich dann zuerst das Schwerste, nämlich Aufdrehen von freyer Hand lernen. Das war aber überaus schwierig. Man mußte die Scheibe selbst drehen. Dieses nahm alle physische Kraft eines aus der Schule ausgetretenen 15jährigen Knaben in Anspruch. Ich sah ein, daß für einen Knaben das nicht anging und setzte mir damals schon in den Kopf, wenn die Scheibe durch eine Maschine, deren wir damals zum Aufdrehen hatten, getrieben würde, so müßte auch ein Knabe schon etwas leisten können. Von unsern Arbeitern, die mich zwar liebten, wurde mir bey dieser Arbeit manche Bosse gespielt, sodaß mir diese Arbeit hätte verlaiden sollen. Ich wurde jedoch nur auf die Uebelstände unter diesen Stükarbeitern aufmerksamer, kam auch auf die Unterschleife und Diebereyen bey Ablieferung der fertigen Waaren einzelner Arbeiter, und dachte von da an darauf, wie es möglich wäre, mit diesen Arbeitern ein größeres Quantum fertige Waaren zu erzeugen. Diese Idee verwirklichte sich jedoch erst mehrere Jahre später. — Nach 2 Jahren, nachdem bereits die Ziegelhütte am See im Schooren in Betrieb war, wurde größtentheils von meiner Schwester und mir die Fabrikation der Fayence im Bändler fortbetrieben und der Verkauf besorgt. Ich begann von da an alljährlich 2 Mal die Hauptabsatzplätze, nämlich die Cantone St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Aargau, Luzern, Bern, namentlich das Emmenthal, Solothurn, Basel und Schaffhausen zu bereisen. Daß mit dieser Beschäftigung, mit längerer und öfterer Abwesenheit verbunden, an die Fortsetzung der Erlernung des Drehens und Formens nicht zu denken war, ist klar. Das Arbeiten in den Dreherzimmern wurde aufgegeben. Dagegen mußte ich in dem Brennhaufe beim Anfüllen der Rohwaare und nachher auch bey glasirten Waaren mithelfen. Ich mußte namentlich das Mischen der Glasur, das Verwiegen von Blei und Zinn zum Calciniren, das Mischen der Farben besorgen, die Zusammensetzung der Thonforten überwachen und zum größern Theil die gesammte Arbeit in der Fabrik, wobey circa 30 bis 40 Personen beschäftigt waren, vertheilen. Die wichtigern Gegenstände, nämlich das Auszahlen der Arbeiter, das Bestellen von Fabrikationsgegenständen, Holz etc., wurde von dem Vater besorgt. — Jeden

Herbst wurde das bedeutende Strägniß unsrer Güter, das namentlich in Most und Wein bestand, eingesammelt und hiezu jedesmal noch etwas Wein auf Speculation gekauft, wenn die Preise niedrig waren; im Winter mußten diese Weine abgelassen werden. Mein Vater gab die Anordnungen und ich mußte es sodann besorgen. Mitunter, besonders geheime Kellergeschäfte, Mischungen der Qualitäten, besorgte mein Vater mit mir allein, wobei ich als 16jähriger nicht groß gewachsener Knabe Tansen tragen mußte, wozu meine Kräfte nicht ausreichten.

Auf Ostern 1831 wurde ich confirmirt, was einige Schwierigkeiten hatte, da ich bey einem etwas strengkirchlichen aber äußerst beliebten Vikar, der damals in unsrer Gegend war, einige Stunden seines Unterrichtes wegen Abwesenheit versäumen mußte. Durch Vermittlung eines Mühlmachers, der bey uns arbeitete, wurde im Jahr 1830 und 31 jedes Jahr ein Stück Wald in der Nähe des Sees im Canton Schwyz gekauft, welches sodann abgeholzt durch Leute von hier und unter Aufsicht des Vaters, im 2ten Jahr unter meiner Aufsicht an den See transportirt, verschifft und geflößt wurde. Durch diese Holzerey ward ich an meinem Religionsunterricht einige Male verhindert. Ich kam mit einer Nüge durch, wurde jedoch mit dem Bibelverse absolvirt: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brod, sondern von dem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.“ — Von da an glaubte ich auch alles mitmachen zu sollen, was andre junge Leute thaten. Ich ließ mich in den Gesangverein aufnehmen und sang in einem aus 8 Jugendgespielen, namentlich von den Elementar- und Secundarlehrern getragenen Octet recht mit Vergnügen das Verschiedenste, nach und nach das Neueste, mitunter recht schönes mit. Man kam mittelst dem Gesang aber auch ins Wirtshaus. Mehr noch als der Gesang zog mich der Tanz, der im Sommer in dem nahen Nidelbad immer erlaubt war, an. Ich machte viele dieser Vergnügen mit, glaube aber, obchon ich keine Rechnung darüber führte, recht wenig Geld an solchen Anlässen ausgegeben zu haben. Ich lernte auf diese Weise tanzen, aber als ich später mitunter von Freunden auf Bälle in Zürich oder auch bey Militärbällen eingeführt wurde, war ich, obchon ich ordentlich tanzen konnte, allzu sehr genirt; ich war linksch, konnte die Française nicht tanzen, wußte mich nicht mit Damen höheren Ranges zu unterhalten, weil eben da die Unterhaltung eine andere, auch meiner jetzigen Ansicht nach eine steifere war. Uebrigens wäre es außer den Verhältnissen unsrer Familie gewesen, wenn wir Kinder nach städtischem Ton aufgezogen,

Tanzstunden genießen und den Winter über regelmäßig an Bällen und andern Vergnügen theil nehmen wollen. Weil wir aber nicht darin eingeführt wurden, so kannten wir auch das Bedürfniß nicht. Das wirkliche Vergnügen läßt sich nicht mit großen Ausgaben erkaufen. Das wahre Vergnügen besteht darin, wenn man sich in seinen Verhältnissen genügt und nicht höheres begehrt, höhern Luxus anstrebt als ihn die Verhältnisse erlauben. Einfachheit zielt mehr als unnützer Luxus.

So lange wir im Bändler wohnten, hatten wir der Wohlfeilheit wegen den Schneider und den Schuster auf der Stör im Haus. Ich hatte bis zu meinem 20ten oder 22ten Jahr kein schwarzes Kleid. Ich trug selten einen Hut, nur wenn es zur Kirche oder zum Abendmahl ging, oder bei festlichen Anlässen, Gesangvereinen und dergleichen. Zum Spiel wurde ich durch einige Arbeiter verleitet, die mit mir zwar für kleine Beträge, Rappen oder höchstens aufs Mal einen Schilling abnahmen. Ich war vorsichtig und spielte in meinem ersten Jünglingsalter nie im Wirtshaus. Ich entsetzte mich, wenn ich zu 12 Schillingen 4 Spieler beteln sah. Im Wirtshaus zu Bendikon war ich nie besonders heimisch, weil ich glücklicher Weise wenig hinkam. Meiner Reisen wegen wurde ich nach und nach etwas ungenirt, jedoch nur in Gesellschaft von niederm Rang. Für Gesellschaften, wo ältere Mitglieder waren, blieb ich noch lange Jahre äußerst scheu. Ich halte es für zweckmäßig, jüngere Leute baldmöglichst in ältere Zirkel einzuführen, jedoch nicht in solche, wo arge Verschwendung und namentlich die Entheiligung des Werktages gelehrt wird. Die hoffnungsvollsten jungen Leute von Thalweil, von denen je ein halbes Duzend an einem einzelnen Geschäfte zerrten, heute Abend bey dem einen, morgen bey dem 2ten, am 3ten Tage im Wirtshaus, am 4 Tage bey einem 3ten Gesellschafter von 6 Uhr an praßten, am Sonntag kostspielige Ausflüge machten, am Montag blau, am Freytag in Zürich sich amüsirten, gaben ein abschreckendes Beyspiel, wenigstens mir, das ich aber erst in spätern Jahren begriff. Zwey derartige Geschäfte zerflossen nach einigen glänzenden Jahrzehnden wie Wasser im Sande. Alle Söhne der betreffenden mußten auswärts ihr Glük zu machen suchen, mehrere Gesellschafter und deren Söhne mißriethen. Und wo noch Einzelne in spätern Jahren sich neue Geschäfte gründen wollten, verfehlten sie durch zu große Güte ihr Ziel. Sie glaubten, die Fabrikationsgeschäfte können ohne immerwährende Aufsicht sich durcharbeiten, vergrößern, Rendite abwerfen etc.

Ich glaube aus meiner Erfahrung, ein beschränktes Taschengeld von circa 10 Franken pro Monat sey am besten geeignet, einem Jüngling in seinen ersten Jahren vor Mißtritten und vor Verschwendung zu bewahren.

Muß ein Jüngling jedoch die politechnische Schule besuchen, muß er in einem Handlungs Hause seine Lehrzeit machen, so kann dieses Taschengeld nicht genügen; die Verdopplung jedoch erschiene mir auch dann jedenfalls genügend, oder schon zu viel, weil jedes Höhergehen mit dem Taschengeld die Benutzung der Zeit und die Gesundheit gefährdet.

Eine Controllirung der andern Ausgaben für Kleider, Bücher etc. ist ebenfalls sehr nötig; es ist schlimm, wenn die Eitelkeit immer nach dem schönsten, theuersten blendenden zu greifen, nicht ein wenig zurückgehalten werden kann.

Meine Reisen durch die Schweiz mußte ich den 1ten 4 oder 6 Jahren ausschließlich zu Fuß machen und konnte, da ich die Fahence nicht in großer Masse in den Städten absetzen konnte, sondern alle größern, mitunter auch kleine Dörfer besuchen mußte, selten oder nie die Post oder andre Fahrgelegenheit benutzen.

Meine Geschäftstüchtigkeit beim Verkauf war in mehreren Beziehungen lobenswerth, musterhaft. Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich selten einen Sonntag unbenutzt vorübergehen ließ. Der Sonntag wurde wie der Werktag aufs gewissenhafteste benutzt. Ich eilte immer von einem Ort weg in das andre zu kommen. Ich darf mir ebenfalls das Prädikat der größten Sparsamkeit beylegen, die ich in meiner Stellung als Reisender mir erlauben durfte. Zu Fuß verbrauchte ich pro Tag auf östlicher Seite circa 1 fl., auf westlicher Seite 1 fl. 10 Schilling. Ich verstand es, mit den Händlern umzugehen und nur wenige allzu interessirte Fuxer waren nicht in unsre Kundschaft zu bringen. Dagegen wußte ich mich nicht genug gegenüber schlauen Abnehmern vor Preisermäßigungen zu wahren. Als sehr sein kleines Fabrikationsgeschäft in Gang setzte, begann er die Preise der Kaffebeke um 10 bis 15% herunterzusetzen. Solchen, die diese Preise kannten, verkaufte ich dann 2te Wahl. Später kamen noch die Gebrüder Abegg, die jedes Duzend 8 Kreuzer heruntersetzten. Alsobald adoptirte Nägeli die niedrigsten Preise. Daß es unter solchen Umständen für einen Jüngling unter 20 Jahren schwer hielt, immer hohe Preise zu erzielen, ist begreiflich. Um diesem Uebel zu entgehen, wählte ich ein anderes, nämlich immer neue Händler aufzusuchen, die mitunter langsame Zahler waren.

An die allzuroutinirten Stadthändler Waaren, z. B. Schüffelchen zu 24—28 Kreuzer das Duzend zu verkaufen, sich die Fracht und noch 5% pr. comptant abziehen zu lassen, diese Ehre überließ ich gerne der ältesten Nägelschen Fabrik.

Noch während ich im Bändler war, mußte ich Militärdienst thun. Ich wählte die Artillerie, die im Jahr 1833 bey dem Auszug in die Sarnerbundscantone am meisten Eindruck auf mich machte. Eine Batterie rasselte damals bey unserm Hause vorbei. Ich hatte vorher noch keine Batterie noch Artillerie gesehen. Ich kam nicht nach Zürich oder auf die Allmend bey Anlaß deren Uebungen, ich glaube wegen meiner öftern Abwesenheit von zu Hause. Ich mußte im Frühjahr 1834 als Cadet einrücken, mußte eine Woche mit den sämtlichen Infanterie Scharfschützen und Cavalleriecadetten unter Sulzberger die Soldaten- und Platoonsschule durchmachen. Später mußte ich noch 5 Wochen die Artillerieschule und 2 Wochen Hauptübung durchmachen. 1835 wiederholte sich diese Schule und 1836 abermals und in der letzten Woche wurde uns das Examen abgenommen, vor dem ich gewaltig Angst hatte. Ich wurde, obschon nicht mit Glanz examinirt, brévétirt. — Alle diese Schulen veranlaßten viel Zeitverschwendung; auch während des Jahres mußte allwöchentlich $\frac{1}{2}$ Tag eine Vorlesung angehört werden. Mein Kriegscamarad Adolf Ammann holte mich jedesmal ab und wir wanderten zu Fuß nach Zürich und wieder nach Hause. Ebenso waren nicht unbedeutende Ausgaben damit verbunden. Dennoch wollte ich um keinen Preis, daß ich diese Waffe nicht gewählt hätte. Ich lernte denken, über höhere Wissenschaften hörte ich viele Vorträge, von denen namentlich die über Chemie mich ergriffen. Ich dachte an deren Anwendung auf unsere Fabrication und beschwor meinen Bruder Jaques, der mittlerweile in die obere Industrieschule in Zürich eingetreten war, doch vor allem auch die Vorlesungen über Chemie zu hören. Das 1te und 2te Jahr entschuldigte er sich, man erhalte selbe erst im 3ten Jahr. Aber als er das 3te Jahr die Industrieschule besuchen sollte, bat er den Vater, nach Hause kommen zu dürfen. Der Vater willigte ein und die Chemie wurde nicht gehört.

1838 mußte ich nach Thun in die Militärschule, ich war Chef des Detachementes von Zürich, hatte großen Eifer, und brachte es bey einem Ausrücken auf die Allmend bey einem improvisirten Alarm dahin, daß unsre Compagnie zuerst auf dem Platze war und feuerte. Aber beim 2ten Schuß aus der einen Pièce war in Folge von Regenwetter Wasser in der Mündung, und als der 2te Schuß

geladen werden wollte, entzündete das naßgewordene noch brennende Pulver des ersten Schusses in der Mündung den 2ten Schuß. Ein Kanonier verlor die Hand, 2 andre wurden leicht beschädigt. Die Rückfahrt des Detachementes ward auf der Aare bewerkstelligt und in Verbindung mit dem Aarauerdetachement sehr gut eingerichtet, sodaß es jeden einzelnen Mann nur wenige Kreuzer kostete. Wir liefen aber am 3ten Tage bey etwas hochgehender Aare Gefahr auf einem Felsen zu stranden. Zum ersten Mal sah ich, wie der Muth der Soldaten bey nüchternem Magen so leicht entschwindet. Am Nachmittag stießen wir noch öfters auf den Sand oder Kiesboden, aber die Soldaten lachten darüber, da sie das Mittagessen belebt hatte, während Morgens die Gesichter bedenklich erblaßten, als wir zum 1ten Mal aufstießen.

In Thun schwärmte ich für den Tanz, war ein thätiges Mitglied bey dem Arrangement eines Balles, der zwar außerordentlich schön ausfiel, bey demselben aber die gleichen Erfahrungen machte wie in Zürich. Ich war schüchtern. Ich lernte viele Offiziere kennen, die ich nachher auf eidgenössischen Offiziersfesten und bey andern Gelegenheiten auch auf meinen Geschäftsreisen traf.

Von hier gehe ich wieder zurück auf 1834 in das mir liebgewordene Fayencefabricationsgeschäft. Das Fabrikgebäude im Schooren, mit 2 Doppelöfen für die Fayencefabrication eingerichtet, wurde gegen Ende 1835 fertig. Nach circa 5 Jahren begann ich einige Einsicht in der Fabrication zu erhalten. Von fremden Arbeitern hatte ich vernommen, wie die Fabrication der kleinen Artikel, namentlich Tassen und Schüsseln, betrieben werde. In der neuen Fabrik im Schooren wurde die Maschine hiefür aufgestellt und die Stegformerey versucht. Die Vortheile sprangen in die Augen und sie wurde auch auf die Tellerfabrication ausgedehnt. Aber es kostete viel Ausdauer. Die ältern Arbeiter wollten sich diese Neuerung nicht gefallen lassen und mehrere gingen fort. Die Arbeit wurde getheilt und wesentlich verringert. Zuerst wurden durch einen Knaben 3 Scheiben, später durch einen Mann 5 Scheiben getrieben. Ein Tagelöhner schlug die Erde, Knaben trugen die Bretter in die Gestelle. Die Former hatten somit allen Fleiß auf das schönste, nämlich das Formen zu verwenden. Aber gleichwohl wollten sich die Arbeiter nicht in diese Neuerung schicken. In der Unbessererstube wurde die Stückarbeit, die jedenfalls bedeutend zu hoch war, aufgehoben. Man hängt mir im Zimmer einen Strich für diese Neuerung auf. Bey den Malern waren die Preise ebenfalls viel zu hoch, die Arbeit war

sozusagen monopolisiert. Die Arbeitspreise wurden herabgesetzt. Auch hier erfolgte ein fataler aufrührerischer Auftritt. Mehrere Arbeiter gingen fort, wurden aber sofort ersetzt. Während wir fabrizirten war ein beständiges Complottirea der Arbeiter gegen den Arbeitgeber. Dieselben vermochten nicht einzusehen, daß bey den durch Concurrenz niedergedrückten Waarenpreisen nothwendig auch die Productionskosten vermindert werden müßten, umso mehr als das Holz bedeutend theurer wurde als es früher war. — Während andre Fabrikanten pr. 100 Bcklj circa 20 Schilling oder 25 Schilling bezahlten, ließen wir selbe für 8 Schilling erstellen. Einzig diesem beständigen Ringen nach Verwohlfeilerung durch bessere Einrichtungen sowohl in der Handarbeit als in Benutzung des Feuers verdanken wir, daß wir die Fabrikation mit Erfolg fortsetzen konnten, jedoch nur mit äußerster Sparjamkeit bey den zu machenden Einrichtungen, während unstre Nachbarfabriken, wenn auch keine Rückschritte, so doch keine Fortschritte machen konnten. Bey meinem öftern Reisen fand ich, daß die Arbeiter zu wenig beaufsichtigt waren. Ich theilte diese Ansicht meinem Vater mit, und er war gleicher Meinung und war sofort bereit, einen ehemaligen Arbeiter, Joh. Abegg, der mit seinen 2 Brüdern eine kleine Geschirrfabrik gegründet hatte⁷⁾, mittlerweile wegen nicht ganz günstigen Aussichten schon wieder ausgetreten war, für die Stelle eines Aufsehers zu gewinnen.

Ich muß diesem Aufseher alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er bemühte sich, die angehenden Arbeiter zu lehren, besorgte die Arbeitercontrolle, die Aufsicht, das Mischen der Glasuren und Farben, Erden u.s.w., nahm die fertige Waare den Arbeitern ab und hielt gute Aufsicht. Wir machten fortwährend Fortschritte in der Verwohlfeilerung der Fabrikation. Das Aufdrehen, Abdrehen und Garniren von gedrehten Artikeln wurde ebenfalls getheilt, und sehr bedeutend herabgesetzt. Dem Aufdreher wurde die Erde geschlagen, also das Ermüdendste abgenommen, und er konnte ganz gut eine bedeutend größere Zahl Stücke in allen Artikeln pr. Tag liefern als bey der frühern steten Abwechslung vom Aufdrehen zum Abdrehen, Garniren, Maßschlagen⁸⁾ etc. Es wurde in dieser Periode die in einer

⁷⁾ Das Brennhaus der Abeggischen Fabrik in Müschlikon wurde 1836 gebaut, das Glasurgebäude 1839. Solidare Anteilhaber der Firma „Gebrüder Abegg in Müschlikon, Fayencefabrik“ waren am 13. Dezember 1838 die Herren Jakob und Caspar Abegg. Die Fabrik bestand nur bis 1842. (Vergl. Jahresbericht 1928 des Landesmuseums, S. 96.)

⁸⁾ Das Schlagen des Rohmaterials, der Lehm- oder Steingutmasse.

Fabrik, die in Luzern durch Mitwirkung des oben angeführten Mühl-
machers von Julius Salzmann gegründet worden war, vorzugs-
weise betriebene Fabrikation von schwarzen Kaffekannen eingeführt
und nach und nach schwunghaft betrieben, umso mehr als gegen
Ende der 30er Jahre diese Fabrik schon wieder ihre Arbeit zu ver-
mindern begann. Später ging diese Fabrik dann wieder ganz ein,
ebenso diejenige der Gebrüder Abegg in Rüschiikon, welche beide
die Preise so sehr niedergedrückt hatten. Aber auch nach ihrem Auf-
hören gingen die Preise nicht mehr in die Höhe.

Um aus diesem gedrückten Zustand unserer Fabrikation heraus-
zukommen, dachte ich fortwährend an das Studium der Chemie, um
jeden Stein, jeden Sand, jeden Thon in seinen Zusammensetzungen
genau kennen zu lernen. Da ein Aufseher da war, konnte ich besser
weg als ich früher gekonnt hätte. Mein Bruder hatte dieselbe nicht
angehört, und wollte absolut nicht mehr nach Zürich. Es blieb mir
daher nichts übrig, als in meinem 24ten Altersjahr, in dem Jahr
1839 von Ostern an bis im Herbst, $\frac{1}{2}$ Jahr die Vorlesungen der
Chemie zu hören. Mit der größten Bereitwilligkeit gestattete mir
der damalige Professor der Chemie, Hr. Dr. Löwig, die Vorlesungen
Morgens 7 bis 8 Uhr zu hören und hernach ganz wie ich Zeit hatte,
am Vormittag und am Nachmittag bis 4 oder 5 Uhr die praktischen
Uebungen im Laboratorium mitzumachen. Ich machte die Analysen
der Stoffe, die in unsrer Fabrik verwendet wurden. Eine Analyse
ist nämlich eine Zerlegung eines Materials in die Grundstoffe, aus
denen es besteht. So besteht z. B. Sand aus Kieselerde, Thonerde,
wenig Kalkerde, wenn der Sand hart ist, oder viel Kalkerde, wenn
der Sand weich ist, Talkerde, wenig Eisenoxid, wenn der Sand weiß
und mehr Eisenoxid, wenn derselbe gelb oder gar rötlich ist.

Kalkerde im Glasur sand gab bey der Fayencefabrikation der
Glasur ein mattes, eierschaliges Aussehen. Deshalb konnte nicht jeder
Sand hiezu verwendet werden. Derselbe mußte ziemlich frey von
Kalkgehalt sein; die Kieselsteine oder die Glas sandsorten dagegen
waren zu strengflüssig und erforderten großen Flußmittelzusatz.

Meine ersten Analysen waren deßnachen diese Sandarten. Die
Thonsorten zerfielen ohne weitere Analysen sofort vor meinen rich-
tiger gewordenen Ansichten in ihre Bestandtheile, und es wurde mir
sofort klar, warum bey größerem Zusatz der einen Erde der eine
und bey übermäßigem Zusatz der andern Thonsorte ein anderer
Nebelstand hervortreten mußte.

Sofort wurde mir auch klar, warum die eine Thonsorte feuerfest, die andere es nicht war.

Mit diesem halbjährigen Studium der Chemie veränderte sich meine Einsicht in die Fabrication des gänzlichen, und erst auf das Fundament dieses Studiums gründete sich der Umbau oder die Umgestaltung unsrer Fabrication. Erst jetzt wußte ich, was für Thonsorten für die Gewölbe, welche für die Cassetten vorzüglicher waren, aber es bedurfte doch, man staune, 16 Jahre, bis wir aufhörten die kostspielige Erde auf der Achse von Stetten oder Lohn C. Schaffhausen zur Fabrication der Cassetten zu verwenden und diese Erde durch Erden aus der Umgegend zu ersetzen.

Ich betrachte meine Lebenszeit bis zur Vollendung meiner Chemicalischen Studien, soweit sie nicht in die Kindheit gehören, als meinen ersten Zeitabschnitt und bezeichne diesen als Begründer des spätern Gloriums unsrer Fabrication in folgenden Richtungen:

1. In Bezug auf die Verlegung der Fabrik vom Berge an den See, welches ich, ob schon ich die sämtlichen Pläne mit Behülfe meines Zeichnungslehrers für alle Bauten machte, nicht als mein Werk in Anspruch nehme, sondern dieses einzig der Energie und den geläuterten Begriffen unsers Vaters zuerkenne. Der materielle Nutzen der aus der verbesserten Lage der Fabrik entsprang, war groß.
2. In Bezug auf die Vergrößerung der Fabrikgebäude und der Ausdehnung, deren das Geschäft dadurch fähig wurde. Wenn auch die Ausdehnung der Fabrication fortwährend auf Schwierigkeiten stieß, nämlich Arbeitermangel, und bey trocknen Jahren Wassermangel mitunter eintrat, so war doch der Impuls zur Vergrößerung einmal gegeben.
3. In Bezug auf die Verwohlfeilerung der Fabrication.
4. In Bezug auf die Einführung besserer Aufsicht.
5. In Bezug auf errungene Vortheile über die Concurrenten beim Verkauf auf Reisen.

Diesen letzten Punkt bleibt mir noch zu erklären übrig. Ich lernte in meinem Dienstjahre einen Lithographen kennen, und kam auf den Gedanken, auch für die Fabrice eine Art Musterbuch machen zu lassen. Alle Artikel waren darin gezeichnet; jedem Händler wurde ein solches Musterbuch behändigt. Die Sache gefiel, und mittelst diesem Musterbuche wurden die Artikel, an denen der Verdienst nicht äußerst minim war, in ziemlich großer Masse verkauft. Es machte sich der Verkauf überhaupt viel leichter. Durch die Bekanntschaft mit

dem Lithographen war die billige Erstellung einer solchen Preisnota möglich, während sonst ich kaum daran hätte denken oder mich an die Ausführung derselben hätte wagen dürfen.

Während ich mit Beyhülfe meiner ältern Schwester Regula, und als diese sich verheirathete und die Ziegelhütte im Sellnau zuerst auf Rechnung des Vaters und nachher auf eigene Rechnung betrieb, mit Hilfe der Schwester Anna die Geschirrfabrication mit Eifer und Beharrlichkeit betrieb, arbeitete unser Vater von 1831 an mit der damals aufgerichteten Ziegeley aufs eifrigste und mit besondern Glück oder besser gesagt mit außerordentlichem Geschick.

Die Nachfrage nach den Produkten der Ziegeley steigerte sich Anfangs der 30er Jahre unglaublich. Die thatkräftige Regierung jener Periode, getragen durch den eben erwachten Liberalismus unternahm viele Bauten, den neuen Cantonspital, Kornhaus, die Quaibauten vom Rathaus aufwärts, die steinerne Meisenbrücke, das Postgebäude, und begann auch die Kantonschule. Die Universität mit dem botanischen Garten, dem chemischen Laboratorium und Hörsaal, den anatomischen Hörsälen in der Nähe des neuen Spitals wurde schon Anfangs der 30er Jahre errichtet.

Es ist klar, daß dieses viele Neue auch auf Privatbauten einen großen Einfluß ausübte. Es entstand der Zeltweg wie hervorgezaubert, die Ebene auf dem Hottingerboden wurde mit Häusern besäet; ebenso die Gegend des Mühlebaches und das ganze Seefeld vom See bis an den Mühlebach, vom Stadtbann an bis zum Tiefenbrunnen.

Den größten Impuls zu Vermehrung der Bauten und Verschönerung der Stadt Zürich gab der Beschluß zur Aufhebung der Schanzen. Die Ausgänge der Stadt wurden total verändert und es wurden neue Straßen angelegt. Das linke Seeufer z. B. hatte in der Gegend der jetzigen Brücke über den Schanzengraben nur ein Brügglein für Fußgänger. Die Fuhrwerke alle mußten bis zu der sogenannten gedeckten oder Sihlbrücke hinunter und durch die dortige Sihlporte hinein, und den Thalacker oder den Rennweg hinauf ins Innere der Stadt. Sobald dieser Schanzendemolierungsbeschluß gefaßt war, wurde vom Bleicherweg bis an den See die Bürkli'sche Wiese von dem damaligen Eigentümer dem Schanzengraben entlang zu einem neuen Quartier eingetheilt, in Bauplätze abgetheilt und theuer verkauft. Auch auf dieser Seite der Stadt entstanden, obwohl spärlich, Neubauten. Der Ausgang für das rechte Seeufer war über eine Brücke, die über einen tiefen bis zum See

reichenden Graben führte, von der Stadelhoferschmide bis zum Haus zum Falken hinüber.

Beim Zeltweg war ein Fußgängerpörtchen. Die größte und besuchteste Pforte war die in der Gegend des jetzigen Blindeninstitutes gelegene Kronenpforte, durch welche, obwohl an sehr schlimmer Stelle gelegen, die meisten und schwersten Fuhren, die Güter nach Winterthur, St. Gallen und dem Bodensee passirten.

Die Niederdorfspforte lag in der Gegend des jetzigen Eingangs im Niederdorf.

Diejenigen, welche diese Zeilen zu lesen berufen sind, werden eine dunkle Ahnung bekommen, wie klein das alte Zürich damals im Vergleich zu den jetzigen erweiterten Zürich und seinen Umgebungen gewesen sein mag. Sie werden begreifen, wie eine circa 10jährige Bauperiode oder Vergrößerungsperiode das Bedürfnis nach Baumaterial außerordentlich steigerte. Aus der Ferne kam nichts zu, oder wenig, denn der Transport von Baumaterial zu Wagen, wo 40 Ztr. nur circa 20 fl. Werth haben, muß äußerst beschränkt bleiben. Die günstige Lage unsrer Ziegel- und Kalkbrennerey, die am See gelegen mit 2 oder 3 Mann 10 vierspännige Fuhren oder 500 à 600 Ztr. in einem Tag nach Zürich liefern konnte, die das Holz und die Kalksteine ebenso pr. Schiff vom See empfing, machte sie jeder Ausdehnung fähig. Unser einsichtige und äußerst thätige Vater benutzte alle diese Vortheile; sein erster Ofen war so angelegt, daß er 200 Fässer Kalk und 40,000 Ziegel oder 250 Faß Kalk und 25,000 Ziegel faßte. Da schon nach dem 1ten Jahre die Aussichten für den Absatz sehr günstig waren, so wurde ein 2ter Ofen gebaut, der etwas weniger kleiner als der 1te angelegt war.

Der Lehm wurde in der Nähe der Hütte vor unsern und nachbarlichern Gütern im Winter aus dem Seegebieth gegraben und mittelst Körben zu hunderttausenden zur Hütte getragen. Dieses kostete ungleich weniger als wenn man denselben hätte zuführen müssen. Im Verlauf der 1ten Hälfte der 30ger Jahre hatten wir so unser Fuhrwerk reduciren können, daß wir nur noch 1 Pferd hier hatten. Die Uebrigen waren verkauft oder nach Wiedikon in die dortige auf gleiche Rechnung betriebene Ziegeley versetzt. Bey Ankauf eines Heimwesens in Uetikon im Jahr 1834 mußte der dort eröffnete Kalksteinbruch in Betrieb gesetzt sein, und die 3 Pferde die wir hier noch hatten, mußten dort Kalksteine an den See führen. 5 Jahre oder noch mehr dauerte ein Prozeß um 2 Fahrwegrechte in dorten.

Aller dieser Hemmnisse ungeachtet fabrizierte unser Vater Ziegel und Kalk in großer Masse, mußte anno 1834 sogar pr. Kloster Dannholz 10 fl. bezahlen. Aber er fieng an, schon 1832 das Faß Kalk, das er ein Jahr vorher à 2 fl. 10 s. verkaufte, um fl. 30 s. anzusetzen. Das Hundert Ziegel kam von 2 fl. 5 s. auf 2 fl. 20 s. und so wie das Holz aufschlug, so steigerte er von Jahr zu Jahr die Preise für das kleine Faß Kalk bis auf 3 fl. 10 s. und sogar 3 fl. 30 s., das große Faß auf 4 fl. 10 s. und das Hundert Ziegel auf 3 fl. Dennoch war Absatz genug. Er hatte Kunden, namentlich einen, der bis auf die Summe von fl. 15,000 an Waaren jährlich von ihm erhielt, andere für 4 bis 8000 fl. nebst großem Absatz an kleine Baumeister, Privaten u.s.w.

Die erste Hütte war bald zu klein und jedes Jahr wurde etwas daran erweitert. Zuerst ein kleiner Anbau oben, dann ein solcher hinten, gegen Zürich, im Jahr 34 oder 35, weil das Dach zu nahe auf dem Ofen war und etwas gefährlich werden wollte, so wurde ein Theil von 33 Fuß oberhalb der Ofen angefügt und die Hütte somit stark vergrößert, der kleine Anhang der oben war wurde sodann wieder gegen den See angehängt, und die Hütte erhielt sodann eine Länge von 110 Fuß und 65 Fuß Breite. Der neue Theil, der oben angefügt worden, wurde auch über den 2. Ofen fortgeführt und der obere Theil der Hütte wurde bedeutend höher als der untere und das Dachgebälk aus der Nähe des Ofens um wenigstens 15' entfernt."

Hier enden die Aufzeichnungen Schellers. Sollte der Rest doch noch einmal ans Tageslicht kommen, so dürfte darin mit größter Wahrscheinlichkeit die militärische Laufbahn Schellers und speziell seine Rolle als Verteidiger der Schiffsbrücke bei Lunern im Sonderbundskriege berührt sein, welche ihn zum populären Manne machte, der im Volksliede besungen wurde. Auch davon dürfte die Rede sein, wie im „Büsjingerhandel“, als hessische Truppen im Sommer 1848 unter Verletzung der schweizerischen Neutralität im badi-schen Orte Büsingen Verhaftungen von Revolutionären vornahmen, seine Artilleriekompagnie mit der übrigen schweizerischen Wehrmacht zum Grenzschutz an den Rhein rückte. Sicher würde man darin auch über die Fayencefabrik im Schooren weiteres lesen können und, falls er seine Lebenserinnerungen über das Jahr 1857 ausgedehnt hätte, wäre darin gewiß auch Material über seine unglückliche Gründung der Spinnerei in Unter-Leimbach zu finden, die seine ganze Lebensarbeit zunichte machte. Wir können darauf, als nicht in den Rahmen unserer Aufgabe gehörend, nicht weiter eingehen, und

dürfen uns um so ruhiger bescheiden, als über die Teilnahme der Batterie Scheller im Winterfeldzug 1847 die ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen seines Oberleutenants Adolf Bürkli, des spätern Präsidenten des Zürcher Artilleriekollegiums vorliegen, welche in den Neujahrsblättern der Feuerwerkergesellschaft auf die Jahre 1896 und 1897 erscheinen sind. Ebenso gibt Friedrich Vogel, dem wir die Kenntnis über Schellers Teilnahme an der Grenzbesetzung von 1848 verdanken, darüber Bericht, und dann hat Gottlieb Binder in seiner Geschichte von Kilchberg Johannes Scheller ein Denkmal gesetzt⁹⁾.

Nach dem Zeugnis seines Militärkameraden entpuppt sich Scheller auch im Militärdienste als der gleiche besorgte, zuverlässige und tatkräftige Mensch, der er im privaten Leben war, und daneben erweist er sich als Mann, welcher der Gefahr ruhig und mutig ins Auge blickt. Fast ohne Unterstützung und Deckung durch die Infanterie hält er den Vorstoß einer starken sonderbündischen Kolonne auf die Schiffbrücke von Lunnen mit seinen vier Sechspfündergeschützen auf und zeigt auch im weitern Verlaufe des Feldzuges Proben einer mutigen Entschlußkraft, die einmal allerdings fehlschlug, als Scheller den Vormarsch des Bataillons Brunner auf die verschanzte Stellung von Ibikon durch Artilleriefeuer unterstützen wollte und dabei nur erreichte, daß die eigene Infanterie, durch das Pfeifen der über sie nah hinwegstreichenden Kugeln eingeschüchtert, bis auf einige wenige Leute zurückflutete. Scheller verstand es bei aller strengen Disziplin, die aus seiner Batterie eine Mustertruppe machte, den harten Dienst zu erleichtern und angenehm zu gestalten. Daß eine richtige Verpflegung für tapferes Verhalten von nicht unwesentlicher Bedeutung sein konnte, hatte er anlässlich der Maresfahrt des Jahres 1838 erfahren, wo die Leute des von ihm geleiteten Zürcher Detachementes nach dem Mittagessen über die manchmal drohende Gefahr des Aufstoßens der Schiffe auf die Sand- und Kiesbänke lachten, während sie darüber am Morgen, bei nüchternen Magen, erblaßt waren. So waren denn seine Leute während des ganzen Feldzuges immer hinlänglich mit Lebensmitteln versehen und auch ein belebender Trunk fehlte nie beim Bibouaquieren in den kalten Novembernächten. Bezeichnend für Schellers Art ist auch sein Verhalten beim Einmarsch ins Schweizerland. Schon am frühen Morgen des 27. November, bevor noch die vier Kanonenschüsse von Rüznacht her das Zeichen

⁹⁾ Memorabilia Tigurina oder Chronik der Denkwürdigkeiten des Kantons Zürich 1840—1850 von Friedrich Vogel, Zürich 1853, S. 97 ff. — G. Binder, Kilchberg im Wandel der Jahrhunderte, S. 126 ff.

der Kapitulation angezeigt hatten, begann — wir folgen mit wenigen Kürzungen dem Berichte von Oberlieutenant Bürkli — ein Putzen und Bürsten im Lager, als wenn es schnurstracks zum Tanze ginge. „Der Hauptmann hatte für den Einzug in den Kanton Schwyz große Tenue vorgeschrieben; daher bestrebte sich denn ein jeder, vom Offizier abwärts bis zum Kanonier und Trainsoldaten, seinen Rock nach Kräften zu putzen, Tschako und Säbel, Garnitur und Giberne möglichst glänzen zu lassen. So herrschte den ganzen Morgen hindurch allgemeine Rührigkeit in unserm Bivouac, verbunden, wie leicht begreiflich, mit nicht minder allgemeiner Heiterkeit und großem Mutwillen. Um 11 Uhr wurde abgekocht und die Pferde getränkt und gefüttert; es hieß, wir müßten heute noch nach Schwyz abmarschieren, vorher indessen noch in Rühnacht vor unserm Divisionär Revue passieren, was voraussehen ließ, daß uns bis abends spät wenig Zeit mehr zur Ruhe und Raft übrig bleiben würde. Drum ließ der Hauptmann jetzt noch Mann und Roß reichlich mit Nahrung versorgen, indem er selbst mit seinen Offizieren dabei auch nicht zurückblieb. Um ein Uhr war die Batterie marschfertig, alles komplett in bestem Stande, die Pferde sauber gepuht, der Kot von den Fuhrwerken abgerieben, die Mannschaft selbst im schmucken Sonntagsstaat, alles recht augenfällig und nett arrangiert, auf daß Batterie Scheller, die letzte nicht auf dem Felde der Ehre, auch bei der Heerschau die letzte nicht werde.“ Ungeduldig wartet nun alles auf die vier Kanonenschüsse von Rühnacht her, die das Zeichen zum Einmarsch in den Kanton Schwyz geben sollten. Um 2 Uhr fällt der erste Schuß und sofort sprengt der Fourier weg, um in Schwyz „nicht die schlechtesten Quartiere zu belegen“. Die Batterie aber erreicht auf dem Wege durch die hohle Gasse gegen drei Uhr den Sammelplatz vor Rühnacht, zusammen mit der St. Galler Haubitzen-Batterie Zollikofer, und hier wird „der kleinen wohl verzeihlichen Ambition unseres Hauptmanns die gewünschte Satisfaktion zuteil Neben den in Werktagstenuen ausrückenden, in ihren dunkelblauen Kaputröcken gar trübselig aussehenden St. Galler Artilleristen nahmen sich unsere sonntäglich uniformierten Leute gar schmuck aus.“ Nach der Inspektion durch Oberstdivisionär Gmür und den Brigadefeldwebel Crinsoz setzt sich die Batterie Scheller, vereinigt mit der St. Galler Batterie Zollikofer und einer Sappeurkompagnie in den Marsch, um gemäß ihrer Order sich in Arth mit der Brigade Ritter zu vereinigen und von hier noch gleichen Tages Schwyz zu erreichen und zu besetzen. In Arth langes Warten auf offener Straße

und bei durchdringender Kälte, ohne daß von der Brigade Ritter etwas zu sehen oder zu hören gewesen wäre. Da war es Scheller, der dem Divisionskommando den überraschenden Vorschlag machte, „auf eigene Faust und gut Glück hin mit den mitgebrachten zwei Batterien und der Sappeurkompagnie nach Schwyz aufzubrechen“, und trotzdem Oberst Gmür „im Anfange von solch abenteuerlichen Beginnen nichts wissen“ wollte, gab er zum Schluß doch die erbetene Erlaubnis. „Der Divisionsstab mit seiner türkischen Musik an der Spitze, darauf die Sappeurkompagnie von unsern zwei Kompagnien gefolgt, so zogen wir bei finsterner Nacht ein in das vor wenigen Stunden noch vom Feind besetzte Gebiet. War uns bei solch abenteuerlicher Komposition unserer Okkupationsarmee die Finsternis der Nacht einerseits sehr willkommen, weil sie die Schwyzer über unsere Stärke täuschte, so erschwerte sie dagegen anderseits unsern Marsch über den Goldauer Schutt und auf der schmalen Wegstrecke dem Lomzersee entlang nicht wenig. Indessen ging alles glücklich von statten . . .“ Von Seewen an lösten sich unablässig „die Stabsmusik und die Tamburen der Sappeurkompagnie im Spiele ab, so daß man, dem Lärme nach zu schließen, den wir machten, jedenfalls eine Division im Anzug geglaubt hätte.“ Nachts 11 Uhr wurde Schwyz erreicht und sofort mußten zwei Drittel der ganzen Okkupationsarmee auf Wache. Ueber die weitem Erlebnisse der Schellerschen Batterie in Schwyz, Einsiedeln und Zug mag man in den Bürkliichen Tagebuchaufzeichnungen nachlesen. Am 31. Dezember 1847 konnte sie den Jahresluß nach freundlichem Abschied von den ihnen lieb gewordenen Schwyzern mit Kanonendonner und Feuerwerk in Zug feiern und am ersten Januar des neuen Jahres zog die Batterie „unter dem Zulauf einer großen Menge Volkes“ in Zürich ein. Scheller trug dabei wohl als kostbaren Schatz unter seinem Ehrenkleid das Schreiben auf sich, das ihm am Tage vorher der Kommandant der Artilleriebrigade Nr. 5, S. Grinsoz de Cottens, beim Abzug aus dem Hauptquartier in Schwyz für das tapfere Verhalten seiner Batterie bei Lunnen überreicht hatte und das also lautete:

Eidgenössische Armee No. 261. — Artilleriebrigade No. 5.

Hauptquartier in Schwyz, den 31. Decembre 1847.

Der Commandant der Artillerie-Brigade

an

Monsieur le Capitaine Scheller, Commandant la Batterie Can:

S 8, No. 1

à Schwyz.

Monsieur le Capitaine,

Au moment du départ de votre batterie, j'éprouve le besoin de vous prier d'exprimer en mon nom, à vos braves artilleurs, combien j'ai été heureux de faire cette campagne avec eux.

Ce sera toujours avec un sentiment d'honneur et de fierté que je me souviendrai que la Batterie Scheller No. 1 a fait partie de la Brigade qui a porté mon nom.

La première de l'armée fédérale, digne du No. 1 gravé sur ses schakos, elle a montré ce que peut une batterie bien commandée, bien servie — Au feu au premier ordre, brave, ferme, inébranlable, habilement dirigée; à Lunnern ses boulets ont prouvé que le canon suisse sait se faire respecter.

L'étranger saura que vos 4 pièces ont arrêté presque sans le secours d'autres armes une colonne de près de trois mille hommes, commandée par des officiers habiles. Il saura que de quel côté que la Confédération soit menacée, la voix terrible de son artillerie répètera à ses frontières — ces mots si nobles, si dignes de la Suisse, prononcés par un de nos députés à la haute Diète: On ne passe pas!

La conduite de votre batterie à Lunnern a été un exemple dignement suivi plus tard, ce premier succès a donné à vos frères d'armes cette confiance, cette assurance qui préparent les victoires et vous avez ainsi doublement servi nos drapeaux.

L'énergie dans les fatigues, la bonne tenue, l'intrépidité au moment du danger, la parfaite discipline, qui ont distingué votre batterie pendant toute cette campagne font également l'éloge de son capitaine, de ses officiers, sous-officiers et artilleurs et vous ont mérité l'estime et l'approbation de tous nos chefs.

Les rapports sur cette campagne, adressés à nos officiers supérieurs et présentés à notre Général en Chef, font une mention des plus honorables de la brave et excellente batterie Scheller.

Chers frères d'armes, j'ai servi avec vous, je me suis attaché à vous et je vous demande à tous, capitaine, officiers, sous-officiers et artilleurs, de conserver quelque affection, quelque souvenir à votre Commandant de Brigade.

Je vous le demande particulièrement, mon cher Capitaine et vous assure en même temps de toute ma considération et de mon attachement.

H. Crinsoz de Cottens,
Major fédéral d'artillerie.

Der Ruhm Schellers ob seines tapfern Verhaltens bei Lunnern fand seinen Niederschlag auch im Volksliede. So in einer Strophe des Liedes „General Dufour, der edle Ritter“ (Strophe 5: „Denn der Scheller läßt bei Lunnern / Tüchtig auf sie niederdundern / Daß sie alle lauf'n davon . . .“) und weiter in einer eigenen, wenig bekannten Singweise, welche Pfarrer J. J. Sprüngli in Thalwil mit sechs andern Kampf- und Freiheitsliedern dichtete und, für vier Männerstimmen komponiert, in Autographie und mit lithographierten Randbildern herausgab. Ein Exemplar davon dedizierte der

Verfasser am 1. Februar 1848 „seinem lieben Herren Hauptmann Scheller in Bendlifon in wahrer Hochschätzung und Freundschaft“, und wir können uns nicht versagen, dieses Gedicht als Beispiel damaliger Kriegspoësie hier im Wortlaute zu bringen. Seine fünf Strophen lauten:

Hauptmann Scheller.

1. Tönt ihr Lieder, tönet heller! unserm braven Hauptmann Scheller gelte dieser Preisgesang!
Er und seine guten Völler das sind rechte Kugel-schneller:
Sonderbund warum so bang?
2. Auf dem Plan da war er schneller noch als unser Hauptmann Zeller:
o er wartet gar nicht lang.
An der Kreuz auf grünem Söller steht der wackre Vogel-steller,
wartet da auf guten Fang.
3. Und sein Herz wird voll und völler; seinen Fuchs im Feindes Gölter kennt er am vertrauten Gang,
sendet dem Luzerner-Preller manch halbdutzendpfünd'gen Heller zum Ersatz den Fluß entlang.
4. Sieh' es schlägt sein scharfer Kneller drüben gar zu einem Teller ein Geschöß am Bergeshang.
Und es sauset grell und greller, dorten geht es toll und töller in dem wirren flücht'gen Drang.
5. Holt den besten Muscateller aus dem tiefen kühlen Keller zu dem frohen Gläserklang!
Tönt ihr Lieder, tönet heller! unserm braven Hauptmann Scheller gelte dieser Preisgesang!

Zum Schluß unserer Ausführungen noch ein Wort über die Schellerschen Fabriken und ihre Erzeugnisse.

Das Bild der ersten Schellerschen Fayencefabrik im Böndler geben wir in Abbildung 2. In dem 1820 erbauten Hause, das nach zwei Jahren und nochmals 1830 vergrößert wurde, befanden sich im März 1834 „à plain pied ein Brennhaus mit zwei Oefen, ein Magazin und ein Glasurkeller; (auf der) ersten Etage eine große Arbeiterstube, ein Nebenzimmer, drei Magazine; (auf der) zweiten Etage zwei Arbeitsstuben, zwei Nebenzimmer und ein Magazin; auf dem Dachboden drei Magazine und Winden; auf dem Nachbretterboden ein Laboratorium und Winden“¹⁰⁾. Unterhalb des Hauses lagen die überdachten Erdgruben und zwei Vorrichtungen zum Schwemmen des Lehmes. Nach der Verlegung der Fabrik an den See hinunter wurde das Gebäude an Hafner Johannes Breiter von Flaach ver-

¹⁰⁾ Thalwil, Notariat. Grundprotokoll, Nr. 57, S. 77 (10. III 1834). — Vergleiche auch für das Folgende den 37. Jahresbericht des Landesmuseums.

kauft; heute wird in dem stark umgebauten Hause eine Bauspenglerei betrieben¹¹⁾.

Die Schellersche Steingutfabrik im Schooren zeigen die beiden Abbildungen 3 a und b, ihre Lage zur früheren Porzellan- bzw. Nägelschen Steingut- und Fayencefabrik unsere Abbildung 1. Es gehörte dazu anfänglich „ein Anno 1834 neu massiv erbaunetes Fayencefabrikgebäude“, sechzig Fuß lang und 50 Fuß breit, mit zwei Kellern und einem Magazin im Erdgeschoß, einem großen, die ganze Länge des Baues und vier Fünftel seiner Breite einnehmenden Arbeitsraum samt zwei Magazinen auf dem zweiten Boden, sowie zwei Arbeitszimmern und zwei Magazinen im dritten Boden, worüber noch zwei Winden im Dachgeschoße lagen. An das Fabrikgebäude legte sich an das ebenfalls 1834 erbaute Brennhaus von 48 Fuß Länge und 44 Fuß Breite¹²⁾, mit einem Feuerungs- und Arbeitsraum im Erdgeschoß, je einem Arbeitszimmer auf dem zweiten und dritten Boden und mit 2 Brennöfen, die durch alle drei Stagen hindurchgingen¹³⁾. Als zur Fabrik gehörig wird auch erwähnt ein sog. Kosthaus von 80 Fuß Länge und 40 Fuß Breite, mit zwei Stuben, einer Küche, fünf Schlafzimmern, zwei Arbeitsräumen und zwei Windenböden.

Später, wie im Jahre 1869 nach durchgeführtem Auffallverfahren das Schellersche Unternehmen von Herr Heinrich Bodmer, „zur Arch“ in Zürich, im Einverständnis mit den übrigen Gläubigern an sich gezogen wurde, werden im Grundprotokoll¹⁴⁾ folgende Bauten als zur Fabrik gehörig bezeichnet: Ein Steingutfabrikgebäude mit einer zehnpferdigen Dampfmaschine, drei Thon- und Glasurmühlen, einer Glasurreibe, einem Steingutofen und mehreren anderen zur Fabrik dienenden Defen. Im ersten und zweiten Stock des Fabrikgebäudes lagen einige große Arbeitszimmer und Magazine, im dritten Stock drei weitere Arbeitsräume und eine Tröcknerstube; im vierten und fünften Stock je ein Arbeitsaal und eine Tröcknerstube. An das Steingutfabrikgebäude angebaut war ein

11) Thalwil, Notariat. Grundprotokoll Kilchberg, Nr. 2, S. 377. — Das Haus trägt die Nummer 203 alte Landstraße und den Namen „Abendstern“.

12) Im Jahresbericht des Landesmuseums 1928, S. 97, sind irrtümlich 40 Fuß angegeben.

13) Thalwil, Notariat, Grundprotokoll, Bd. 57, S. 393 ff. (13. II. 1836).

14) Thalwil, Notariat. Grundprotokoll Kilchberg, Bd. 4, S. 453.

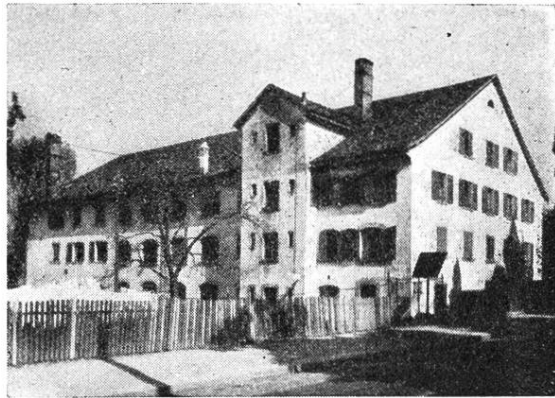
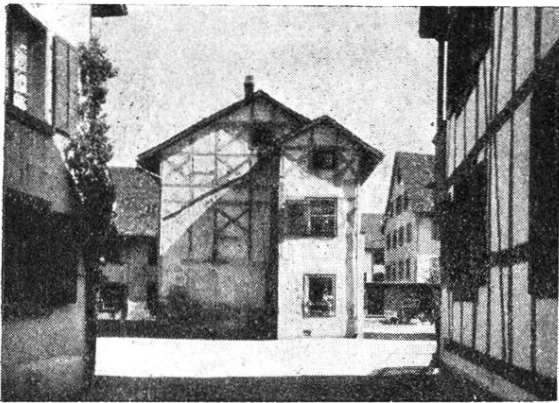


Abb. 3. Schellersche Steingutfabrik im Schooren-Rilchberg.
a. Gesamtansicht von Westen; b. Das große Fabrikgebäude
Seestraße 201.

Ofenhaus. Ein zweites Fabrikgebäude enthielt zwei Keller und ein großes Magazin im Erdgeschoß; ein Comptoir, große und kleine Magazine im zweiten Stock; fünf Arbeitszimmer auf der dritten Etage und nochmals einen größeren Arbeitsaal im vierten Stock. Angegeschlossen an die Fabrik war ein vierstöckiges Brennhaus mit Arbeitszimmern in den ersten drei Stagen und zwei Doppelbrennöfen samt einem Tröcknerofen und einer Tröcknerstube im vierten Stock. An beide Fabrikgebäude stießen Holzschöpfe, von denen der eine auch als Vorratsmagazin diente. Dann gab es — wir folgen hier der Beschreibung, die wir im 37. Jahresbericht des Landesmuseums von der Fabrik gaben — einen Wagenschopf und ein Tröcknergebäude, an welches eines der „Kosthäuser“ mit acht Arbeiterwohnungen angebaut war. In einem zweiten Kosthause befanden sich neben acht Wohnstuben fünf Küchen mit acht Kochherden und zwölf große Schlafzimmer, die letztern im zweiten Stock und auf dem Dachboden; ferner ein Pferdestall, eine Schmiede, ein großer Glasurkeller, eine Bäckerei und ein Backhof. In einem dritten und vierten derartigen Gebäude, den zwei sogenannten „neuen Kosthäusern“, befanden sich weitere Arbeiterwohnungen. Erwähnt werden noch eine Scheune, ein Landungs- und Ablegeplatz am See und ein ausgedehnter Besitz an Wiesen, Baumgärten, Reben, Waldungen, Zier- und Gemüsegärten.

Das Wachstum des Unternehmens läßt sich auch in der steigenden Zahl seiner Arbeiter verfolgen. Waren es im „Böndler“ nach den Angaben von Johannes Scheller etwa 30—40 Leute, die in der Fayencefabrik Beschäftigung fanden, so sind es um die Mitte der

fünfziger Jahre etwas über hundert und Ende der sechziger Jahre sollen es nach Mitteilungen eines noch lebenden 85jährigen ehemaligen Arbeiters der Schellerschen Fabrik, Herrn a. Meßner Heinrich Scheller, gegen zweihundert gewesen sein, darunter viele junge Leute beiderlei Geschlechts aus dem Badischen, für deren Unterkunft die „Kosthäuser“ dienten¹⁵). Genaue Arbeiterlisten konnten wir nicht beibringen, dagegen gelang es uns, vier der in der Fabrik tätigen Maler nachzuweisen.

Wegen der Anstellung des ersten Malers Johannes Schwarzenbach, eines ehemaligen Handlangers und Geschirrausbesserers der Mägelschen Fabrik, erhob sich zwischen der letztern und Johannes Scheller, resp. dem Vogt des jungen Mannes, im Jahre 1820 ein Streit, der von der zürcherischen Kommission des Innern, gestützt auf ein Gutachten ihrer Waisensektion vom 23. August 1820, zu Gunsten des Vogtes, Heinrich Fehr von Rüschiikon, und der Schellerschen Fabrik entschieden wurde¹⁶). Johannes Schwarzenbach, der am 31. Juli 1820 in die Fabrik im „Böndler“ eintrat, wird in einem Schreiben Schellers an Heinrich Fehr als tüchtiger Maler bezeichnet. Seine Hand glauben wir im floralen Dekor eines polychrom bemalten halbkugeligen Täßchens samt Untertasse mit der Aufschrift „Hans Caspar Mäf 1821“ sowie in der Malerei einer Rasierschüssel mit polychromem Blumenkranz, bezeichnet „Caspar Mäf in Cappel“ und datiert 1838, nachweisen zu können¹⁷).

Neben Schwarzenbach wird im Eheregister des evangelischen Kirchenbuches von Kilchberg (Febr. 1823) ein Hans Konrad Kienast als „Geschirrmaler bei Faiancé-Fabricant Joh. Scheller im Böhner“ erwähnt, der aber bereits 1829 nicht mehr in der Fabrik arbeitet. Ein Eintrag im Kilchberger Taufregister vom 22. Februar dieses Jahres führt ihn als Zollwart in Eglisau an.

¹⁵) Nach G. Binder, „Kilchberg im Wandel der Jahrhunderte“ (S. 109) beschäftigten das Schellersche und das Mägelsche Unternehmen im Jahre 1855 zusammen 129 Personen. Davon dürfte der größte Teil für die Schellersche Fabrik in Anspruch genommen werden, denn wie im Jahre 1850 Frau Louise Mägeli, gesch. Bruppacher, von Wädenswil, von ihrem Bruder, Johann Jakob Mägeli, die Fabrik im Schooren übernahm, hatte sie nur 10 Arbeitern rückständige Löhne auszuführen (Grundprotokoll Kilchberg, Bd. 2, S. 1 ff.).

¹⁶) Zürich, Staatsarchiv, K. K. 40. 4.

¹⁷) 37. Jahresbericht des Schweiz. Landesmuseums, S. 113 ff. und Abbildungen Tafel VXII, 2—4.

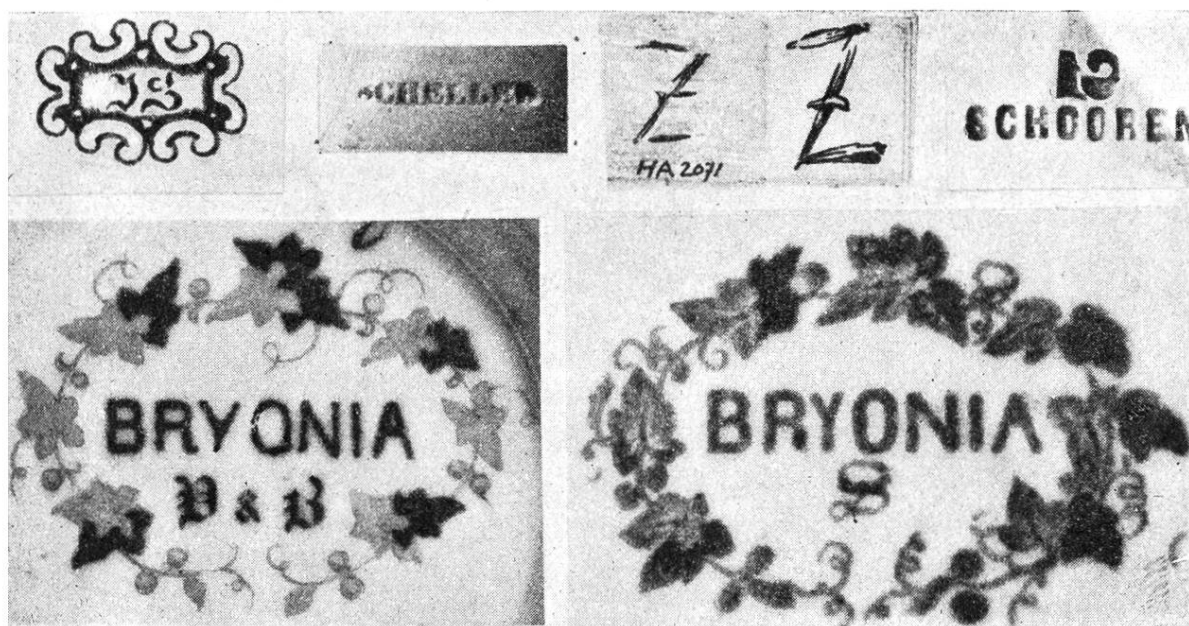


Abb. 4. Markentafel.

Oben links: Marke zu Geschirr Abb. 12; daneben Marke zu Suppenschüssel Abb. 11;
unten rechts: Marke zu Geschirr Abb. 13, links; unten links: Marke zu Geschirr Abb. 14.

In der Schellerschen Fabrik malte auch ein *J o h a n n H e i n - r i c h C h r i s t i a n M i l t h i n g* aus Gera, der nach vierjähriger Wirksamkeit, die ihn auch in die Nägelsche Konkurrenzfabrik geführt hatte, im Dezember 1828 an einer auszehrenden Krankheit starb. Von der Existenz des vierten Malers, eines *J o h a n n e s L e u - t h o l d*, der in Rüschlifen wohnte und in den sechziger Jahren malte, erhielten wir durch den 85jährigen *Heinrich Scheller*, a. Mes- ner und ehemaligen Angestellten der Schellerschen Fabrik, Kenntnis.

In unserer Abhandlung über die Schoorenfayancen des 19. Jahrhunderts im Jahresbericht des Landesmuseums mußten wir auf eine Zusammenstellung der mannigfachen Artikel, welche die Schellersche und Nägelsche Fabrik herstellten, verzichten, da uns die nötigen Unterlagen fehlten. Seither sind zwei der lithographierten Preisverzeichnisse oder *M u s t e r b ü c h e r S c h e l l e r s* aufgefunden worden¹⁸⁾, von denen in seinen Lebenserinnerungen die Rede ist. Gestützt darauf sind wir nun in der Lage, eine ziemlich voll- ständige Uebersicht der Schellerschen Fabrikate geben zu können.

Das erste „*M u s t e r b u c h*“, ausgeführt von Lithograph *J. J.*

¹⁸⁾ Wir verdanken die Kenntnis der beiden Hefte Frau *E. Harlacher- Staub*, der wir auch sonst für mannigfache Hinweise verbunden sind. -- Photographische Aufnahmen verschiedener Tafeln im Landesmuseum.

Hofer in Zürich, ist ein grüugebundenes Heftchen in Quartformat, 40 Seiten haltend und betitelt auf der Außenseite des vordern Deckblattes: „Preisverzeichnis der Steingut-Fabrik im Schooren bei Zürich“ bezw. «Prix-Courant de la Fabrique de Fayence au Schooren près Zurich». Daneben sind in deutscher und französischer Sprache die Verkaufsbedingungen angegeben¹⁹⁾.

Die Preislisten selbst sind so angeordnet, daß in einer Kolonne links in fortlaufender Numerierung die verschiedenen Artikel untereinander gesetzt sind, in einer zweiten die deutschen und französischen Namen der dargestellten Objekte und in den folgenden 11 schmälern Kolonnen die Preise nach den verschiedenen Größen, von 00—9, in Rappen.

Das zweite „Musterbuch“, ohne grünen Deckel, enthält zum Teil die gleichen Abbildungen, wie das erstgenannte, doch in anderer Gruppierung. Mehrere der Gegenstände sind hier auf einer Tafel vereinigt, während auf der danebenstehenden Seite die Preise und Namen unter korrespondierenden Nummern angegeben sind. Von den 24 Seiten, die Deckblätter mitgerechnet, enthalten sieben Abbildungen und neun Preisnotizen.

Daß es sich um Produkte der Schellerschen Fabrik handelt, beweist die Inhaltsangabe auf der dritten Seite des zweiten Heftes: „Preisnota der Steingut Waaren Joh. Scheller im Schooren bei Zürich“. Der gleiche Preiscurrant ermöglicht auch die zeitliche Fixierung, indem nach einem handschriftlichen Vermerk auf dessen erster Seite im Jahre „1859 5% Aufschlag wegen erhöhten Holzpreisen“ auf die Waren geschlagen wurden und demnach das Musterbuch vor diesem Zeitpunkt entstanden sein muß. Es geht dies übrigens auch aus den „Lebenserinnerungen“ hervor, wo Scheller mitteilt, die Idee zur Schaffung des Musterbuches sei ihm durch den Militärdienst — also nach 1835 —, wo er einen Lithographen kennen gelernt habe, gekommen. Die Preise des zweiten Verzeichnisses sind in neuen Schweizerbaken ausgesetzt, die Bedingungen die nämlichen wie im ersten Musterbuch.

Nach dem Gebrauchszweck gruppiert, lieferte die Schellersche Fabrik Artikel für das Eß-, Toiletten- und Schlafzimmer, für die Krankenstube und den Spieltisch der Kinder, für das Laboratorium des Apothekers, für den Garten, den Rauch- und Schreibtisch und

¹⁹⁾ 3 Monate Ziel oder per comptant mit 3% Diskonto, die Verpackung auf Rechnung des Bestellers, für „Bruch“ verantwortlich der Fuhrmann.

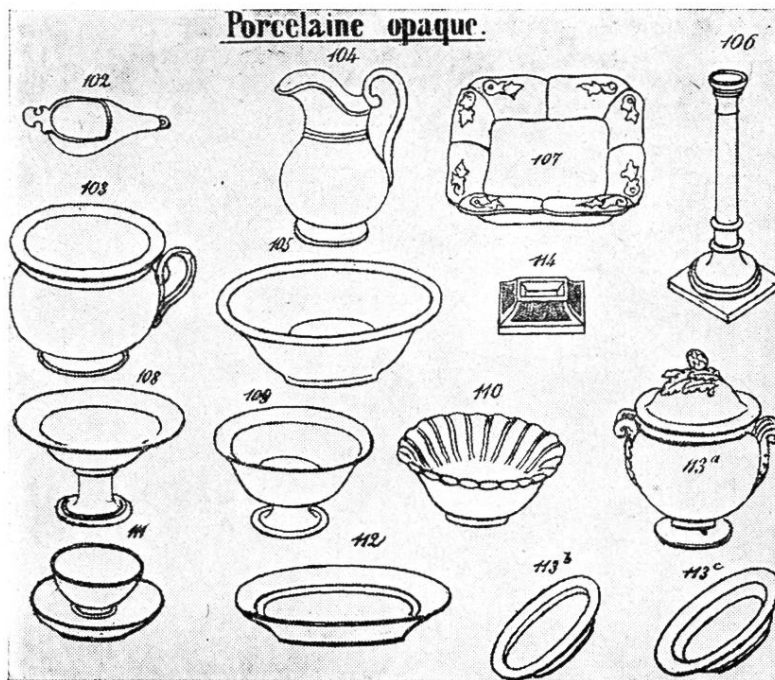


Abb. 5. Artikel der Schellerschen Fabrik in „Porzellanform“. Um 1850.

anderes mehr. Küchengeschirr fehlt gänzlich in beiden Warenverzeichniszeichnungen.

Mit Bezug auf die Ausschmückung gab es „ordinair weißes Steingut (Cailloutage blanc)“, sowie bedrucktes, koloriertes, grünes und engobiertes Geschirr aus dem gleichen Material. Beim bedruckten Steingut werden unterschieden: „Feingedrucktes Steingut in verschiedenen Farben und Dessins (Cailloutage d'impression fine en différentes couleurs et dessins)“; ordinär bedruckte Artikel («Cailloutage imprimé»); „bedrucktes und koloriertes Steingut“; mit Verlauffarben bedrucktes Geschirr und solches „mit dunkelblauen Rosen vollbedruckt“. Das kolorierte Geschirr war „ordinair bemalt“, d. h. mit „rother und vielfarbiger Malerei“ versehen oder „blau betupft“ bezw. „blau bereift“.

Hinsichtlich der verschiedenartigen formalen Gestaltung gab es „Artikel in Porzellanform“ (Abb. 5), Artikel in „gezackter und gerippter Form“ und andere in „Grecque-Form“ (Abb. 6).

Unter der Abteilung der nach Art des Porzellan Geschirrs geformten Artikel sind angeführt: Leuchter, „Speimulden“, Fruchtkörbe auf Fuß, Salatplatten, Berntassen, ovale flache Platten, Terrinen, Suppen- und flache Teller, Zündholzsteine verschiedener Form, Seifenbüchsen und Schalen, Zahnbürstenkästchen, Fidiibus-

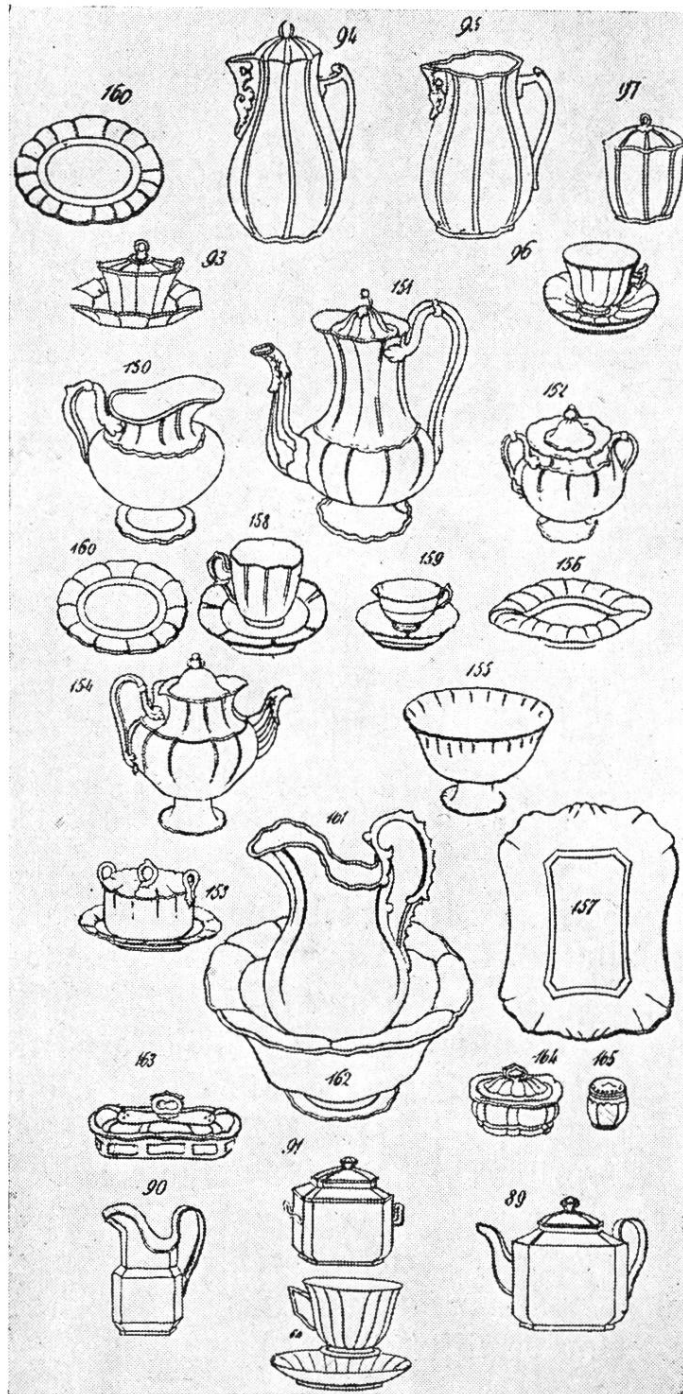


Abb. 6. Artikel der Schellerschen Fabrik in „gerippter“ (oben), „gezackter“ (Mitte) und „Grecque-Form“ (unten). Um 1850.

stiefel, Schreibzeuge in Schuhform, Enten als Honig- oder Zuckerdosen, Memmeli (Biberons), Nachtgeschirre, Waschkannen und Waschplatten (Abb. 5).

An Artikeln in gezackter Form, bedruckt und koloriert oder mit Verlauffarben bedruckt, waren zu haben: ein Kaffee- und Teeservice

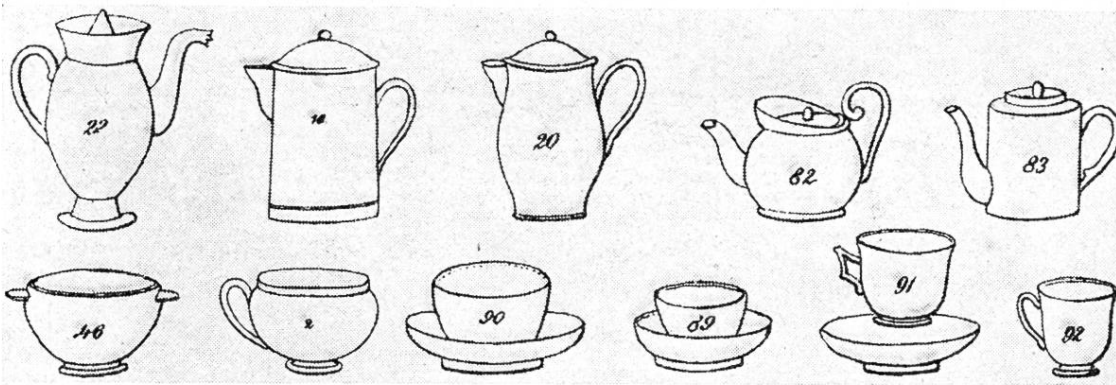


Abb. 7. Kannen- und Tassenformen der Schellerschen Fabrik. Um 1850.

(Milch-, Kaffee- und Teekanne, Zuckerbüchse, Honigdose, Schale (Bol), Butter- und Brotplatte, Kaffee- und Teetassen, Dessertteller), sowie Waschgarnituren, bestehend aus Krug, Schüssel, Bürsten- und Seifenkästchen, Pomade- oder Pulverdose (Abb. 6); ferner auch Nachtgeschirre.

In gerippter und gleich dekorierter Form wie die gezackten Objekte gab es nur einen Kaffeeservice, gebildet aus Kaffee- und Milchkanne, Honigzuber, Zuckerbüchse und Bechertassen (Abb. 6); als Dessertteller dienten solche „gezackter Form“. Eine „Kettigschale“ war dagegen wieder in «Façon cannelée» gebildet.

Griechischer oder Achteckform und wieder in der gleichen Weise dekoriert wie die zwei vorerwähnten Gruppen oder dann ganz weiß belassen waren nur 4 Stücke: eine Teekanne mit Rahmkännchen und Zuckerbüchse, sowie die entsprechende Tasse (Abb. 6, unten).

Bei Milchhasen, sowie Kaffee- und Teekannen unterschied man außer den genannten Formen noch solche à tuyau (Empireform), in zylindrischer („gleichweiter“), Helm- und Bernform (forme baril). „Gleichweit“ benannte man auch die Kannen in Louis-XVI.-Form. Bei Tassen gab es „Bekli mit Ohren“ (sog. „Portionenbeckli“), Henkel-„Bekli“, und große oder Bern-tassen, dann Bechertassen, mit und ohne Fuß, sog. Zürchertassen („klein, ohne Henkel“) und Tassen amerikanischer Form, die ebenfalls kleiner als die Bern-tassen waren (Abb. 7).

Die Abteilung der engobierten Artikel zählt nur fünf Stücke auf: eine Milch- und Kaffeekanne, mit horizontaler, streifenförmiger Musterung oder Unifärbung, eine gleichfalls bereifte Suppenschüssel und einen feldförmigen Blumenbecher mit Rodus nebst einem Gartentopf (Abb. 8 a).

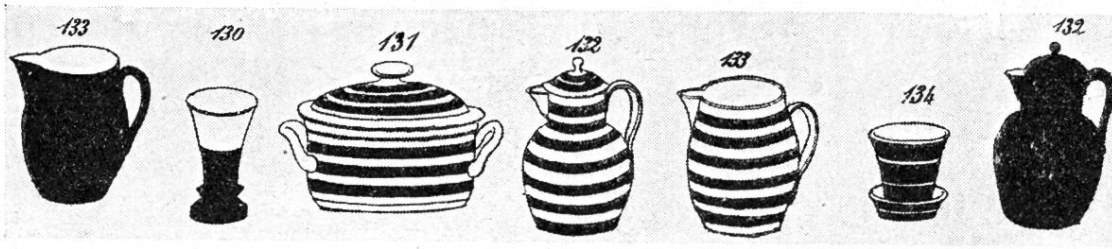


Abb. 8a. Engobierte Artikel der Schellerschen Fabrik. Um 1850.

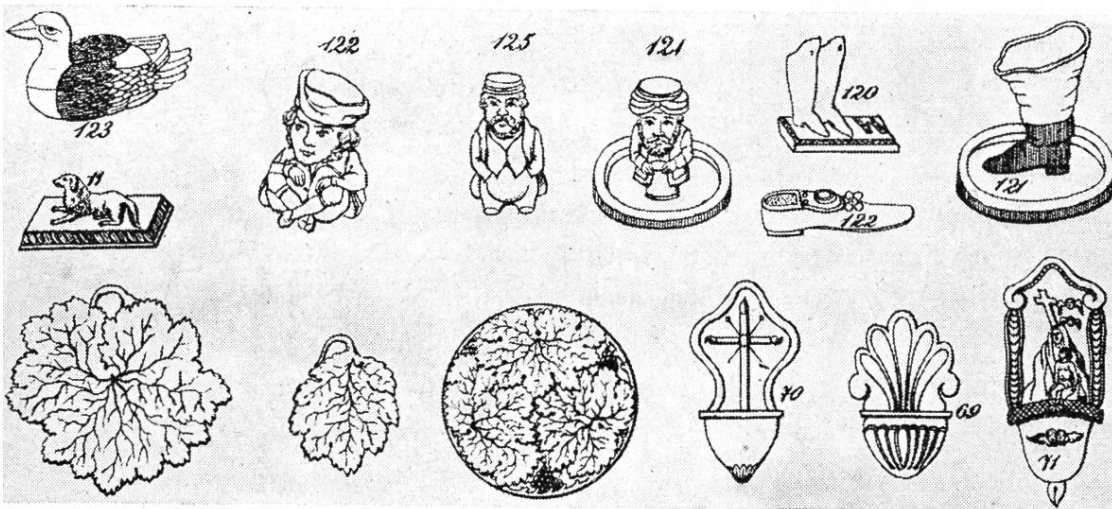


Abb. 8b. Figürliches Steingut der Schellerschen Fabrik. Um 1850.

Grünes Steingut ist vertreten durch einen Teller, sowie eine Obst- und Zuckerschale mit Rebblattdekor resp. Rebblattform (Abb. 8 b).

Unter dem Steingut mit ordinärer Bemalung figurieren Becher-, Ohren- und Henkeltassen, Bartschüsseln (Rasierplatten), Blumenbecher, bernförmige und zylindrische Milchkannen, „gleichweite“ Teekannen, Terrinen (soubières sur pied), Suppenteller, mit und ohne Rand. Koloriert waren auch die sog. „Militär-teller“ mit den Darstellungen „französischer Militairs“, dann das Kinderspielzeug — die Kaffee- und Teeservices und das Waschgerät für die Puppenstuben — ferner eine Gruppe figürlicher Artikel (Abb. 8 b), wie Weihwassergefäße mit Muschel- und Kreuzifigdekor (bénitiers forme coquille et à crucifix), Zündholzbehälter in Form von Türken, Scherzfiguren und Stiefeln, Honig- oder Zuckerdosen in Form von Enten, und ein Schreibzeug in Gestalt eines Schuhs.

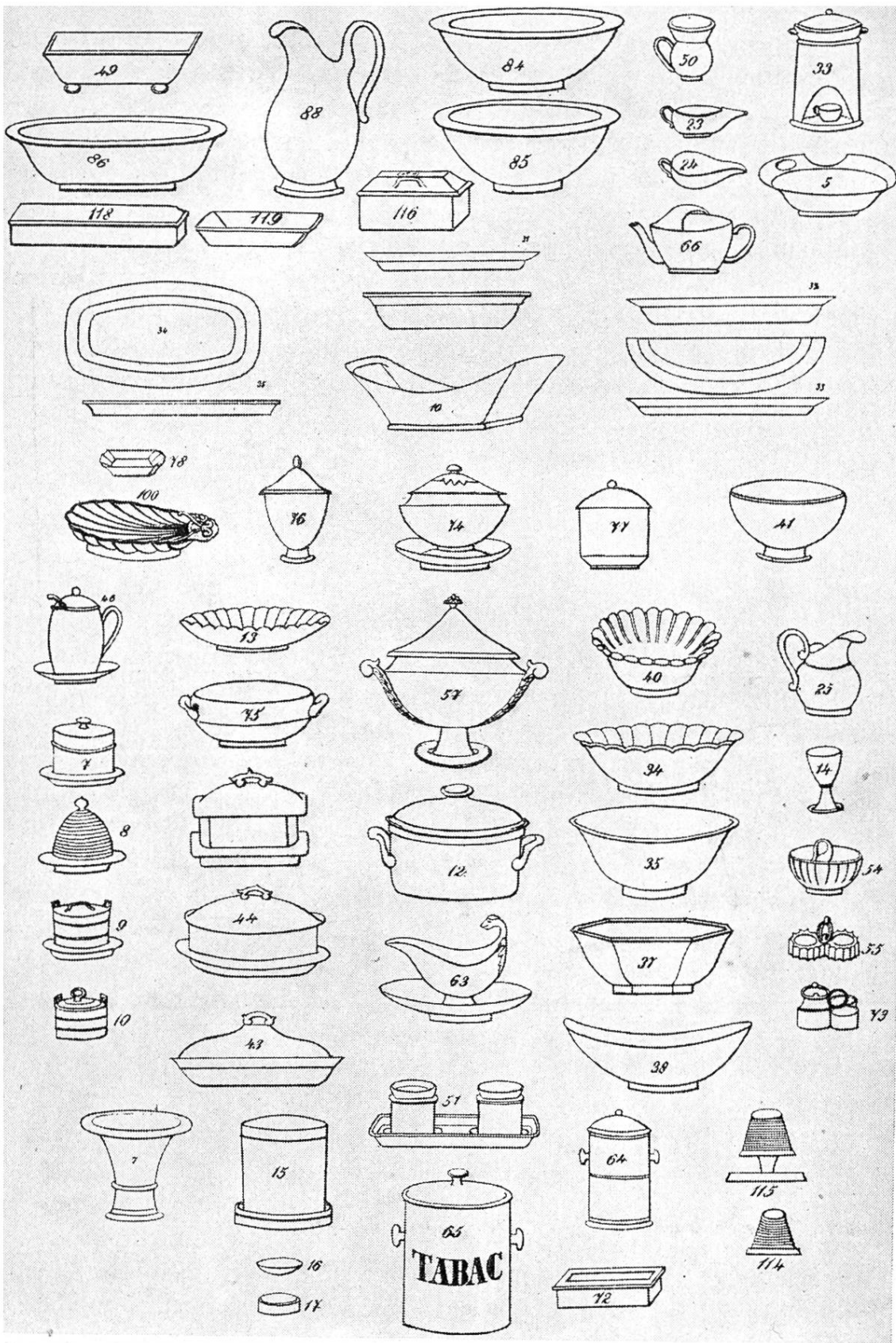


Abb. 9. Ordinäres weißes Steingut der Schellerschen Fabrik. Um 1850.

Vom „feinbedruckten Steingut in verschiedenen Formen und Dessins“ haben wir bereits die beiden Gruppen in gezackter und gerippter Form und «en façon greque» erwähnt. „Mit dunkelblauen Rosen vollbedruckt“ waren erhältlich zylindrische Tee- und Kaffeekannen, Becher-, Bern- und kleine Tassen, Schwentkschalen, Kaffeekannen und Rahmgießer in Porzellanform, helmförmige Teekannen usw. Die Aufzählung der übrigen Artikel dieser Kategorie würde zu weit führen. Wir unterlassen es auch, die Liste des einfach bedruckten Steingutes zu geben, da sozusagen alle Gegenstände wieder in der Abteilung des „ordinären weißen Steingutes“ erscheinen, die uns den besten Eindruck von der Mannigfaltigkeit der Schellerschen Fabrikate liefert.

In dieser Abteilung des „ordinären weißen Steingutes“ (Abb. 9) gab es Milch- und Kaffeekannen in Zylinder- und Bernform («forme cylindre et forme baril»), die Kaffeekannen auch in „Porzellan — besser Empire-Form“ (forme tuyau); Teekannen in Zylinder-, Helm- (façon casque) und Achteckform (façon grecque); Rahmkännchen und Zuckerdosen in griechischer Form, die letztern auch zylindrisch oder halbeiförmig und schalenartig; Honiggefäße in Gestalt von Büchsen, Bienenkörben und „Geltli“; Tassen aller Art (Abb. 7); dann Suppenschüsseln («casseroles» und «soppières sur pied» = Terrinen); Suppenteller, mit und ohne Rand, flache und gerippte Teller; Deckel-, Torten-, Käse- und sonstige Platten in ovaler, oblonger und runder Form; Brotkörbchen; Salatplatten in Schiffchen-, Achteck- und Melonenform, auch gerippte runde oder ovale; Saucieren; Senfstöpfchen, Salz- und Pfefferbüchsen; Rettigschalen. An Toilettenartikeln finden sich verzeichnet und abgebildet: Rasierplatten (Bartschüsseln), einfache runde Waschschüsseln, birnförmige Waschkrüge, rechteckige Zahnbürstentäschchen, Seifenschalen und Bidets. Für die Ausstattung des Schlaf- und Krankenzimmers waren bestimmt die Nachtlampen mit zugehörigen Tassen, die „Speigefäße“, „Krankenmemmeli“, Nachstuhleinsätze, Bettpfannen usw. An Schreibgerät wurden fabriziert Tintenzeuge in gewöhnlicher Art, mit rechteckiger Schale und zwei zylindrischen Geschirren für Tinte und Streusand, dann solche in Form eines Schubes (Abb. 8 a), die letztere Art anscheinend aber nur bemalt; die Briefbeschwerer waren wie diejenigen der Zieglerischen Fabrik in Schaffhausen in Form eines liegenden Hündchens (Abb. 8 a) auf rechteckigem, schräg ansteigendem Sockel gestaltet²⁰⁾.

²⁰⁾ Vergleiche Jahresbericht des Schweiz. Landesmuseums auf das Jahr 1926, S. 100, Abb. 5.

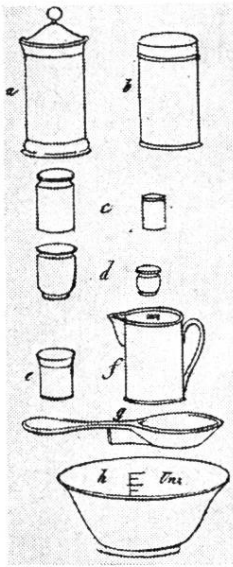


Abb. 10



Abb. 11

Abb. 10. Apothekergefäße der Schellerschen Fabrik. Um 1850.
 Abb. 11. Buntbemalte Suppenschüssel mit Marke „SCHELLER“. Um 1850/60. — Zürich, Schweiz. Landesmuseum.

Die Blumenbecher zeigen Kelchform mit wulstförmigen Verstärkungen an Fuß, Oberrand und in einem Drittel ihrer Höhe. Die Gartentöpfe in weißem Steingut sind im Gegensatz zu den engobierten, oben ausladenden, von regelmäßiger zylindrischer Form. Zu religiösen Zwecken dienten die Weihwassergefäße mit Reliefdekor, von denen wir zweien, mit Muschel- und Kreuzverzierung, bereits unter den bemalten Artikeln begegnet sind, während ein drittes mit der Darstellung eines Vesperbildes (Pieta) nur unter dem ordinären weißen Steingut erscheint. An Apothekernartikeln, welche wie die Tabaktöpfe zur handelsmäßigen Aufbewahrung des Rauchmaterials mit eingebrannter Schrift geliefert wurden, fabrizierte man Standgefäße mit flachen und aufgebogenem Deckel in Albarelloform, Salbentöpfe von zylindrischer und anderer Gestalt, Mensuren, Medizinlöffel und Aderlaßbecken (Abb. 10). Die Farbschalen dürften für Berufs- wie private Zwecke hergestellt worden sein. Erwähnt mögen auch noch werden die Zündholzsteine und Zündholzschachteln.

Die Preise für die Gegenstände sind in den Musterbüchern nach Schweizerbaken berechnet und beziehen sich meist auf ein Duzend Stück. Zur Orientierung über die Einschätzung der verschiedenen Formen und Dessins geben wir hier ein paar Beispiele.



Abb. 12. Geschirr aus der Scheller'schen Fabrik in Porzellanform mit Umdruckdekor, bezeichnet J. S. Um 1850/60. — Privatbesitz.

In weißem, gewöhnlichen Steingut kostete ein Duzend „Ohrenbeckli“, Größe Nr. 4, ohne Untertasse, 17 Schweizerbäzen. Ein Duzend der gleichen Tassen, ordinär bedruckt, kam auf 24 Bäzen; ein Duzend ordinär bemalt, rot oder vielfarbig, blau betupft oder blau bereift, auf 20 Bäzen. Eine gewöhnliche, zylinderförmige Milch- oder Kaffeekanne mit Deckel stellte sich pro Stück in Größe 1 ordinär weiß auf 10 Schweizerbäzen, ordinär bemalt auf 11, ordinär bedruckt auf 12, feinbedruckt auf 17 und in dunkelblauen Rosen vollbedruckt auf 18 Bäzen. Für eine engobierte Kaffeekanne, Größe 1, waren 10 Bäzen zu bezahlen.

Eine reinweiße Teekanne en façon grecque, Größe 2, kostete 11 Schweizerbäzen, eine solche gleicher Größe, aber in Helmform 10 Bäzen; ebensoviel die Kanne façon tuyau; eine „gleichweite“ (zylindrische) deren acht. Eine gerippte Kaffeekanne, bedruckt und koloriert, kostete 19 Bäzen, eine gleiche unverzierte 10 Bäzen. Die



Abb. 13. Geschirr aus der Schellerschen Fabrik. Links mit blauer Verlauffarbe bedruckt, rechts mit violetter Dekor. Die Stücke links bezeichnet „BRYONIA - S“. Um 1850/60. — Privatbesitz.

Kaffeekanne in gerippter Form, bedruckt und koloriert steht mit 32 Basen auf der Liste²¹⁾.

Schon im Jahresbericht des Landesmuseums auf das Jahr 1928 wurde der Versuch unternommen, aus dem in der keramischen Sammlung aufbewahrten Geschirr die Schellerschen von den Nägelschen Fabrikaten auszuscheiden.

²¹⁾ Nach erhaltenen Rechnungen in Rülchberger Privatbesitz, auf die uns in freundlicher Weise Herr F. Amberger in Rülchikon aufmerksam machte, lieferte die Schellersche Fabrik im Oktober 1839 das Duzend weiße Tassen zu 27 s, das Duzend gemalte Tassen zu 37 s, ein Duzend gemalte „Beckeli“ zu 25 s, ein Duzend weiße zu 20 s, weiße und gemalte „Scheerplatten“ (Rasierschüsseln) zu 2½, 3 und 4 Basen, und gemalte Teller das Duzend zu 1 fl.

In einer Rechnung vom 28. Juli 1831, wie die ersterwähnte, ausgestellt auf Herrn Jakob Scheuchzer in Bauma, kostet das Duzend weiße Tassen 28 s, das Duzend Verstaller 1 fl. 5 s, das Duzend „gemalte und feine Verstassen“ 1 fl.

In Rechnungen des Fayencefabrikanten Joh. Jak. Nägeli stoßen wir auf folgende Preise: Ein Duzend gemalte Teller kostet 1 fl. 6 Kr., ein Duzend gemalte Tassen 1 fl., ein Duzend weiße Tassen 42 Kr., ein Duzend weiße Teller 45 Kr. Für Zuckerdosen wurden dem obengenannten Jakob Scheuchzer in Bauma im Juli 1837 verrechnet 8 und 10 Kr. das Stück.

Eine ganz sichere Zuweisung an das Schellersche Etablissement erlaubt die mit der Stempelmarke «SCHELLER» bezeichnete Suppenschüssel (Abb. 11) auf schlankem Fuß mit geschweiftem, von einem scheibenförmigen Knopf bekrönten Deckel und geschmückt mit patronierten bunten Blumenbouquets. Es ist dies die gleiche Suppenschüssel, welche die beiden Musterbücher als „Theerine, soupière sur pied« unter Nummer 57 und 54 anführen (Abb. 9).

Mit der gleichen Bestimmtheit ließ sich auch ein vollständiges Tafel-service mit Umdruckdekor im Besitz der Enkelin des Sonderbundhauptmanns Johannes Scheller, Frau J. Studer-Dieffenbacher in Thun, als ein Erzeugnis seiner Fabrik feststellen. Die auf den Leibungen bezw. im Fond mit Ansichten der Stadt Heidelberg und Beduten des «Château de Heckendorf» geschmückten tiefen und flachen Teller, Schüsseln, Fleischplatten und die Suppenterrine tragen alle die Marke J. S. (Johannes Scheller) und zeigen längs der Ränder reiche Bandverschlingungen mit floralem Dekor (vergl. Abb. 4 und 12). Unsere Zuweisung an die Schellersche Fabrik findet ihre Bestätigung durch das Vorkommen der gleichen Gefäßformen unter dem «Porcelaine opaque» resp. den „Artikel in Porzellanform“ der beiden Musterbücher (Abb. 5).

Bei einem andern Service im Besitz von Nachkommen des Hauptmanns Johannes Scheller, dessen Stücke manchmal die Marke «BRYONIA — S» in einem ovalen Kränzchen von Weinlaub tragen, äußerten wir die Vermutung, es könnte sich um eine Nachahmung von Geschirr handeln, das Scheller von einem seiner englischen Studienaufenthalte mit nach Hause gebracht hatte (Abb. 13 und Markentafel Abb. 4). Zum Teil erweist sich unsere Ansicht als richtig. Denn die Form der Kannen stimmt genau überein mit derjenigen des Steingutes in „gezackter“ Fassung (Abb. 6), welches nur in dem 1859 bezeichneten Musterbuch vorkommt und bedruckt und koloriert oder mit Verlauffarben bedruckt in den Handel kam. Auch die Teile des Service in Zürcher Privatbesitz sind mit Verlauffarben — Weinlaubornamenten — bedruckt und zeitlich decken sie sich ebenfalls mit dem durch das Musterbuch fixierten Datum, indem der Service Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts von Hauptmann Johannes Scheller einer Frau Barbara Mahler-Abegg zur Hochzeit geschenkt wurde. Nicht richtig war dagegen unsere Annahme eines englischen Vorbildes für diese Art Geschirr. Denn ein ebenfalls mit Weinlaub dekoriertes Service im Besitz von Frau J. Studer-Dieffenbacher in Thun, der die gleichen Gefäßformen und die gleiche Marke



Abb. 14. Geschirr mit grau-schwarzem Umdruckdekor aus der Fabrik von Villeroy und Bloch, bezeichnet „BRYONIA - V & B“ — Um 1850. Privatbesitz.

«BRYONIA», aber mit den Initialen «V & B» aufweist (Abb. 14), stammt nicht aus England, sondern aus dem Etablissement der 1809 gegründeten Firma Villeroy und Bloch in Mettlach (Rheinpreußen), die auch in Bonn und Wallerfangen, sowie in Septfontaines (Luxemburg), in Dresden und Schramberg im Schwarzwald Fabriken besaß²²⁾.

Gestützt auf den Herkunftsnachweis des blau bemalten Service mit der Marke «BRYONIA — S» stehen wir nicht an, auch einen weiteren, unsignierten Kaffeeservice im gleichen Formcharakter und mit violetter Umdruck-Arabeskendekor (Abb. 13, rechts) der Schellerschen Fabrik zuzuweisen, um so mehr, als auch dieser ein Hochzeitsgeschenk Schellers an eine Verwandte, Frau Jda Weber-Abegg (cop. 1868), war²³⁾.

Anderes bezeichnetes Geschirr der Schellerschen Fabrik ist uns nicht bekannt geworden. Immerhin ermöglichen uns die beiden Musterbücher in Verbindung mit Schriftstücken, die uns liebenswürdiger Weise Frau E. Harlacher-Staub zur Benutzung überließ,

²²⁾ Gefl. Hinweis von Herrn E. A. Michel, Conservateur adjoint du Musée d'histoire de Neuchâtel.

²³⁾ Nach freundlichen Mitteilungen von Fräulein J. und Fräulein E. Weber in Zürich.

zur Lösung der Trachtentellerfrage eine weitere Feststellung zu machen. In den beiden Schellerschen Preislisten findet sich nirgends eine Erwähnung von Geschirr mit schweizerischen Kostümbildern. Nur Teller mit den gemalten Darstellungen „französischer Militairs“ figurieren in dem 1859 datierten Verzeichnis. Dagegen gewinnt unsere Hypothese, die Trachtenteller seien in der Nägelschen Fabrik entstanden, da nur diese die Marke Z als Geschäftsnachfolgerin der ehemaligen Zürcher Porzellanmanufaktur geführt habe, eine gewisse Bestätigung durch eine Stelle in den uns von Frau E. Harlacher-Staub zur Benutzung überlassenen Schriftstücken. Denn in einem aus der Nägelschen Fabrik stammenden handgeschriebenen Fabrikationsbuche zur Steingut- und Fayenceherstellung, in dem von uns noch unbekannter fachmännischer Seite auch Ratschläge zur Verbesserung des Fabrikbetriebes und Einführung neuer Artikel eingeflochten sind, wird der Vorschlag gemacht, die Druckerei mit Ölfirnis aufzunehmen; neue Sachen finde man in der Schmelzmalerei, wo auf die Glasur mit Schmelzfarben gedruckt und gemalt werde, wozu sich „die verschiedenen Schweizerfiguren ganz vorzüglich eignen würden“ und welche Manipulation sich in gewöhnlichen Muffeln ausführen lasse. Das einem männlichen Mitgliede der Familie Nägeli namens Emil und seiner Mutter, offenbar Frau Louise Nägeli geschiedene Bruppbacher und ihrem Sohne Emil, gewidmete Buch stammt also aus der Zeit, da Frau L. Nägeli die Fabrik aus dem Konkurse ihres Bruders (1850) übernommen hatte, um sie dann selbst wieder acht Jahre später, 1858, zwangsweise abtreten zu müssen. Damit stimmt auf das beste überein die Datierung, welche wir für die buntbemalten Trachtenteller (Abb. 15) und die mit ihnen zusammenhängenden Platten mit Schweizeransichten (Abb. 16) auf Grund stilistischer Erwägungen annahmen, die Zeit des zweiten Kaiserreiches von 1852 und den folgenden Jahren.

Verglichen mit den Erzeugnissen des Nägelschen Unternehmens zeigen die uns bekanntgewordenen, erhaltenen Stücke der Schellerschen Fabrik Unterschiede in Form und Dekor. Wir verweisen auf die Abbildungen im Jahresbericht 1928 des Schweizerischen Landesmuseums. Durchgehen wir aber die beiden Musterbücher, so sind doch in manchen Fällen die nämlichen Geschirrformen zu konstatieren. So kommen in beiden Fabriken vor: die „helmförmigen“ Teekannen, Rahmgießer in „Grecque-Form“, „Zuckerbüchsen auf Fuß“, Bechertassen mit eckig gebrochenem Henkel, Kaffeekannen in Porzellanform (Cafétières à tuyau) und zylindrische Männchen

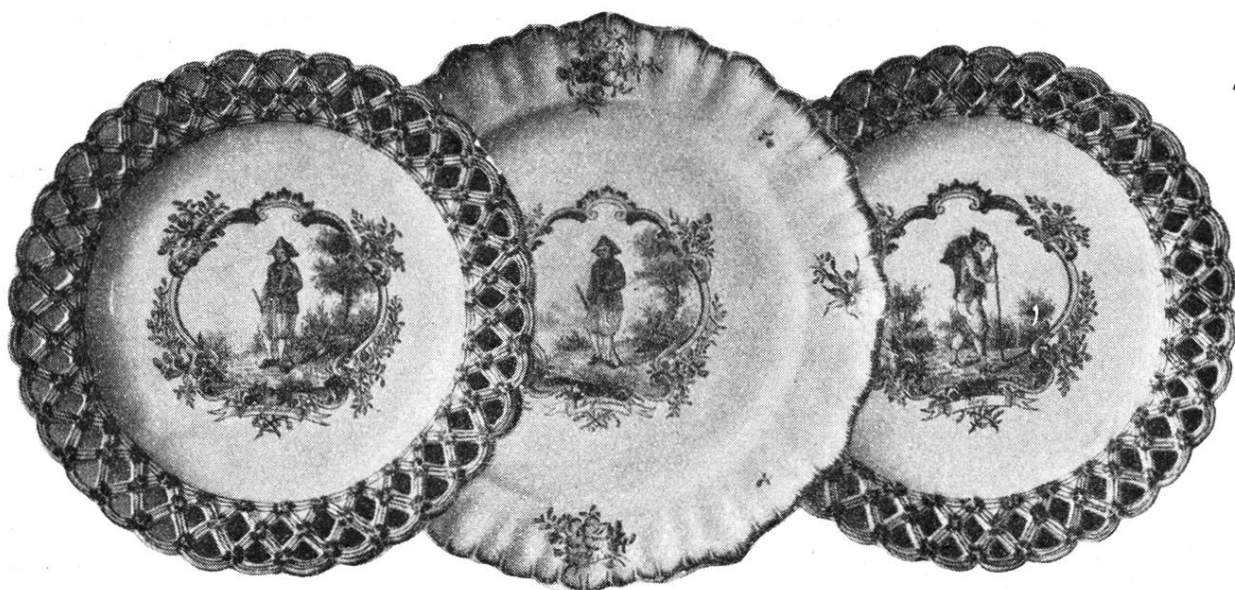


Abb. 15. Fayencen mit Schweizer Trachtenbildern und Blaumarkte Z. Um 1850/60. — Zürich, Schweiz. Landesmuseum.

mit eingezogenem Hals und versenktem Deckel mit Knospenknäufen²⁴). Wie gleichartig die Artikel beider Fabriken waren, ergibt auch der Vergleich der zwei Schellerschen Listen mit einem „Preis-courrant für Dreher und Former“ in dem von uns oben angezogenen Handbuch zur Steingut- und Fayenceherstellung aus der Nägelschen Fabrik. Es ist diese Uebereinstimmung auch nicht weiter verwunderlich; denn begreiflicherweise paßten sich beide Unternehmer dem Geschmacke des Publikums an und übernahmen ohne Skrupel die gangbaren Modiformen der Konkurrenz, wie wir dies schon bei den „gezackten“ Artikeln Schellers nach Geschirrformen von Billeroy und Boch konstatieren konnten oder wie dies die Tassen und Milchhäfen nach „amerikanischer“ und „Bernertart“ des Schellerschen Verzeichnisses belegen.

Die Fayencefabrikation wird im Schellerschen Etablissement anscheinend wenig betrieben. Steingut ist die große Mode, und statt dem gewöhnlichen, im Brande rot und gelb werdende Ton, der zum Verdecken des Rohmaterials einer undurchsichtigen weißen Zinn-
glasur benötigt, kommt nun eine völlig weißbrennende Tonerde zur

²⁴) Vergl. Jahresbericht des Schweiz. Landesmuseums auf das Jahr 1928. Taf. XIV, Fig. 2, 7, 1, 4; Taf. XV, Fig. 10; Abb. 12 b. Ferner im Musterbuch I, S. 3, Abb. 22, und S. 9, Abb. 83, bezw. unsere Abb. 7 (22 und 83). Im Musterbuch II (1859), S. 8, Abb. 66, 78, 90, 62, bezw. unsere Abb. 6 (90), 7 (82, 91, 92), 9 (76).

Verwendung, welche auch unter einer durchsichtigen Glasur den Produkten ihr weißes Aussehen bewahrt, in der Regel aber auch mit einer opaken Zinnglasur versehen wird²⁵⁾.

In dem aus der Nägelschen Fabrik stammenden Lehrbuche aus der Mitte des 19. Jahrhunderts wird der Steingutfabrikation, „die man schon so lange im Schooren wünschte einzuführen“ und die nur „durch erfahrene Fabrikanten richtig und tadellos ausgeführt werden kann“, ein spezieller Abschnitt gewidmet, dem wir hier noch einige Angaben entnehmen.

Als Rohmaterial dient „ein weißer Ton, der auch grau, sogar schwärzlich in der Natur vorkommt, immer aber Kiesel und Kalk enthalten darf. Unter allen bisher bekannten Tonarten, die sich nirgends so häufig als dem Rheine nach vorfinden, ist der Coblenzer Ton der hervorragendste, der in Verbindung mit verwitterten Kalkfelsen und einer Kieselfritte (als Flußmaterial) ein vorzügliches Steingut abwirft“. Alle verwendeten Tonarten müssen sich weiß brennen. Bei zu schwachem Feuer geschieht dies oft nicht und erst bei verstärktem Hitzeegrad ändert der Ton von gelblicher oder rötlicher Farbe zu blendendem Weiß. Wichtig ist, daß alle verwendeten Erdenarten bei verschiedenen Feuerstärken probiert werden, welche Versuche, um sie nicht zu kostspielig zu gestalten, am besten in einem kleinen Probierofen vorgenommen werden. „Die Mischungen selbst anzugeben nützt nichts, da jeder Fabrikant die Sache an Ort und Stelle versuchen und die Erdenarten benutzen muß, die am wenigsten kosten.“

Der Verfasser des Lehrbuches empfiehlt eine Mischung, deren Hauptbestandteile „Coblenzer Erde, Blanc de Morée oder verwitterter Kalkfelsen, der längs dem ganzen Juragebirge vorkommt“ bilden, neben einer „Fritte von 100 K weißem Sand, das ganz dem Niedauer Sand gleichkommt, 25 K caliniertem Bordsand (sic) von Besancon und 14 K Silberglätte“, 15 Zentner Koblenzer Erde, 21½ Zentner verwitterter Kalkfelsen und 11½ Zentner Fritte geben ihm ein ausgezeichnetes Steingut. Die ersten beiden Bestandteile werden gut getrocknet, mit hölzernen Stößeln feingestoßen und in einem

²⁵⁾ Der Umstand, daß die Schellerschen Fabrikate mit der sonst für Fayencegeschirr gebräuchlichen weißen, deckenden Zinnglasur versehen wurden, veranlaßte uns, sie im 37. Jahresbericht des Landesmuseums als Fayence zu bezeichnen. Nach Angaben des „Musterbuches“ und des Nägelschen Fabrikationsbuches müßten nun aber auch diese Artikel als Steingut angesprochen werden.

Zuber, der vorher schon mit Wasser gefüllt wurde, aufgerührt, dem Gemenge auch die auf der Mühle feingemahlene Fritte beigeetzt und das Ganze während drei Stunden umgerührt. Diese Mischung ist noch nicht zur Verarbeitung bereit, da sie noch zu wenig fest ist. Um das überflüssige Wasser wegzuschaffen, bringt man die Masse auf eigene Abdampfvorrichtungen auf den Ofengewölben oder in Schüsseln von 15—18 Zoll Weite und 6 Zoll Vertiefung, die unter überdachten Gerüsten zum Abdampfen des Wassers aufgestellt werden. Hat die Masse die nötige Konsistenz, wird sie vor der Verarbeitung noch geschlagen und getreten, um eine gleichmäßige Verteilung ihrer verschiedenen Bestandteile zu bewirken. Nachher kommt sie zur Lagerung, wenn möglich ein Jahr lang, an einen feuchten Ort. Je länger dies möglich ist, d. h. je länger die Masse einer Art Gährung unterworfen werden kann, desto besser ist die Verarbeitungsmöglichkeit und desto weniger zerspringen die aus ihr geformten oder gedrehten Waren im Biskuitfeuer.

Für die Verarbeitung des Tones, das Drehen und Formen, sind große Arbeitszimmer von Wichtigkeit, nicht nur für den Fabrikanten, sondern auch für den Arbeiter, denn „je mehr Platz er hat, desto wohlfeiler wird er arbeiten können, besonders in correnten Artikeln wie Teller, Tassen, Ohrenschüsseln, Suppenschüsseln etc., wo er immer seine tausend Formen haben soll.“ Arbeitet man mit verschiedenfarbigen Tonarten, braucht es verschiedene Räume, um Verunreinigungen vorzubeugen. Neben jeder Drehscheibe soll sich ein großer, verschließbarer Kasten befinden, in welchen die gedrehten Sachen hineinkommen, bis sie abgedreht und poliert werden. Die Stücke bleiben so stets gleichmäßig feucht, reißen weniger im Brand und können schöner poliert werden. Um schnell arbeiten zu können, bedarf der Dreher zweier Knaben als Gehülfen, die ihm die Formen zu und wegtragen; er selbst darf sich nicht vom Plaze rühren. Derjenige, welcher die neue Form bringt, übergibt dem Dreher auch den Lehmfuchen, der vorher durch Schlagen auf ein Gipsstück, Rollen, Schneiden mittelst Schienen bezw. einer mechanischen Schraube ganz luftleer gemacht worden ist. Die abgedrehten Teller werden in ihnen entsprechenden Gipsformen, zu 25 Stück zusammengenommen, ins Tröcknerzimmer gebracht und nach erfolgter Tröcknung und Herausnahme aus den Formen auf Brettern ins „Reservoir“ geschafft. Das gleiche geschieht mit den ovalen, runden, flachen und tiefen Platten, Waschbecken, Suppenschüsseln usw. Bei glatten Sachen tut man gut, „Kaliber“ anzuschaffen und

zu „fassonnieren“, sie mit feinem Filz sorgfältig auszuarbeiten und dann mit dem Horn zu polieren. Die Herstellung der Tassen, Soucoupen und Ohrenbecken geschieht auf zwei Arten, entweder durch Auf- und Abdrehen oder durch Gipsformen. Kann ersteres zu gleichem Preis geschehen wie das letztere, ist es vorzuziehen²⁶⁾. Da dies aber selten möglich ist, benützt man meistens das zweite Verfahren mit Gipsformen. Voraussetzung für schöne Arbeit ist dabei, daß das Formenmaterial häufig erneuert wird; denn ohne dieses Vorgehen werden die Außenseiten der geformten Gegenstände unansehnlich, „rüzelich“. Zylindrische Gefäße, wie Schokoladentassen, Zuckerdosens und Milchhäfen, können auch gegossen werden. Das Verfahren, das eine besondere Gewandtheit erfordert, wird an anderer Stelle des Fabrikationsbuches (S. 21) folgendermaßen beschrieben: Während die Form auf der Drehscheibe steht, wird die „Erde“, der Tonbrei, in sie gegossen. Durch die Bewegung der Drehscheibe schwingt sich die Erde in die Höhe und es bleibt gerade soviel an der Form hängen, als zur Geschirrdicke notwendig ist.

Für den Brand sind die großen Etagenöfen am zweckmäßigsten; sie sollen etwa 15 Fuß hoch und 9 Fuß breit sein, der Aufsatz ca. 8 Fuß weit und 6½ Fuß hoch. Der untere Ofen besitzt 6 Feuerkanäle, der obere fünf Feuerlöcher. Mit so beschriebenen Öfen erhält man bei dreißigstündigem Brand ein vorzügliches Biskuit.

Beim Glasieren des Biskuits ist zu beachten, daß man Kiesel, Quarz oder den Granit sorgfältig auswählt. Die „Glätte oder Minia“ muß von reinem, schönen Blei sein, die Pottasche gut getrocknet und fein zerstoßen. Glasscheiben sind nicht zu verwenden, wohl aber

²⁶⁾ Die Nägelsche Fabrik zahlte in den fünfziger Jahren nach dem „Preiscourant für Dreher und Former“ (Fabrikationsbuch, S. 85 ff.) für 100 Teekannen 6—7 Fr., je nach Größe; für Bernerhäfen ohne Deckel 3—4.60 Fr., mit Deckel 3.50—5.25 Fr.; für 100 Blumenbecher 3 Fr.; für 100 Zuckerdosens 2.90 Fr.; für 100 Glockentassen 1.15 Fr.; für 100 Schwentfchalen je nach Größe 1.60—5 Fr.; für 100 Kaffeekannen 3.50 bis 6.50 Fr.; für 100 Suppenschüsseln nach Durlacher Art oder in zylinderform 6 Fr., für 100 Portionenbeckli 1.25 Fr.; für ein Schreibzeug mit Vorlage (Behälter für die Feder etc.) 15 Rp.; für ein Schreibzeug in Zellerform 10 Rp.; für einen Zündholzstein 3 Rp.; ebensoviel für ein Weihwassergefäß, das Doppelte für eine Seifenschale und für ein Paar Tassen, d. h. Tasse und Untertasse in Grecque- oder achteckiger Form, 7 Rappen.

Nach der „Lebensbeschreibung“ zahlte die Schellersche Fabrik für 100 Beckli nur 8 Schilling, während andere Fabrikanten dafür 20—25 Schilling ausgeben mußten.

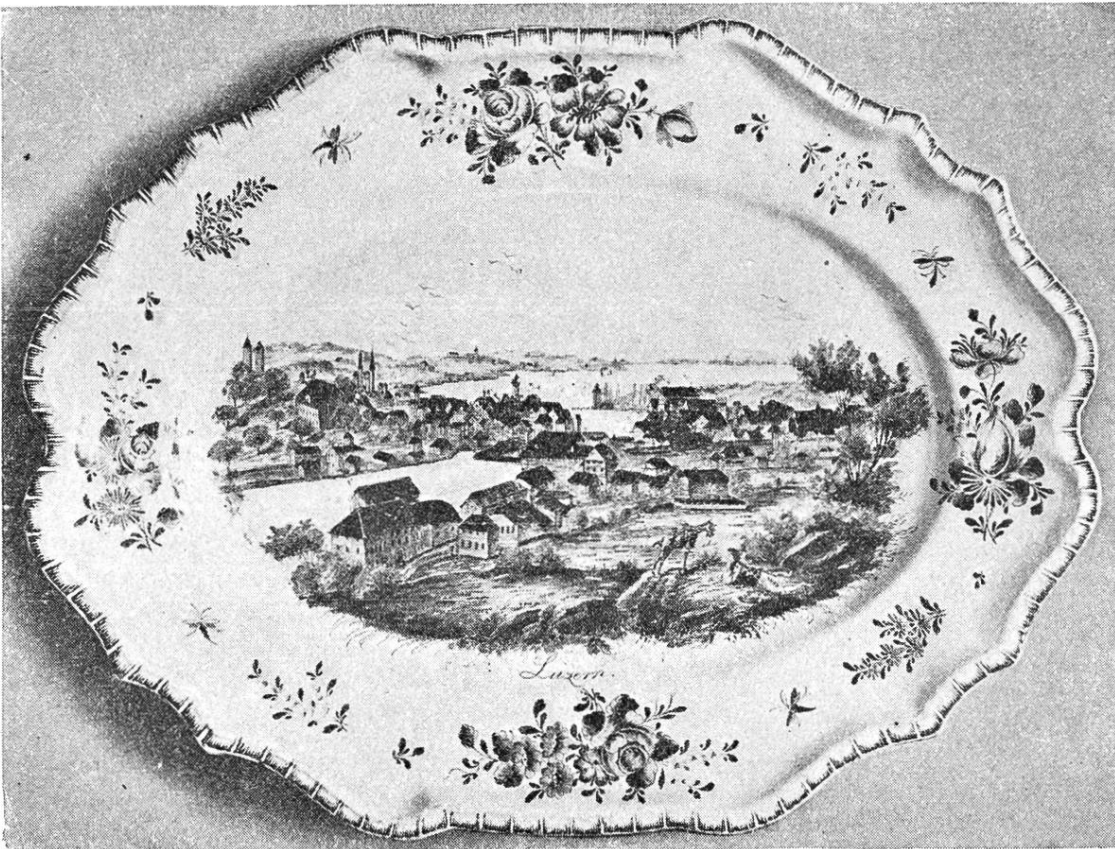


Abb. 16. Fayenceplatte mit Ansicht der Stadt Luzern. Um 1850/60. —
Zürich, Schweiz. Landesmuseum.

ein kleiner Zusatz von Alaun. Chemisch aufgelöste Zinnasche gibt eine schöne Glasur. Nie soll man vergessen, der letztern einen Zusatz von etwas Kobalt oder Königsblau beizugeben. Als gutes Rezept wird folgende Mischung empfohlen:

10 \bar{z} Sand, 1 \bar{z} Alaun, 15 \bar{z} Minia (Bleiglätte), $\frac{1}{2}$ \bar{z} Zinnasche, 8 \bar{z} Potasche, 1 \bar{z} Salz, $\frac{1}{2}$ Unze Königsblau.

Verziert werden die glasierten Gegenstände durch Bemalen oder Bedrucken. Je feiner der Farbeauftrag, um so besser ist die Malerei. Geringer Farbverbrauch ist auch für die Fabrikasse von Vorteil. Die Farbreste sollen zum Marmorieren des billigen Geschirrs benützt werden. Durch das Bemalen und Bedrucken mit Landschafts- und Blumenkupferstichen kann Ware, die im Brand gelitten hat, besser verkäuflich gemacht werden. Um bereits glasiertes Geschirr bedrucken zu können, muß es mit einem Alaun- oder Terpentinegeistüberzug versehen werden. Bei einer dritten Methode schmilzt man Kolophonium und Harz zu gleichen Gewichtsteilen zusammen und

trägt diese Mischung auf die zu bedruckenden Gegenstände auf. Die Druckfarbe wird fabriziert aus zwei Teilen Eisenoxyd, zwei Teilen chromsaurem Kali, 1 Teil kalzinierstem Braunstein und 1 Teil schwarzem Kobaltoxyd. Das Ganze wird „gekucht“ und mehrere Male im heißen Wasser gewaschen. Zum Drucken auf Fayence werden 3 Farbteilen noch 1 Teil Steinsand und 1 Teil „Kocailfluß“ (75 Teile Minium und 25 Teile Sand) hinzugefügt. Zum Drucken auf Steingut bedarf es dessen nicht. Die trockene, gepulverte Farbe wird mit altem, stark eingekochtem und verdicktem Leinöl angerieben und mit der so entstandenen teerartigen Druckfarbe die erwähnte Kupferplatte bestrichen, so zwar, daß die Farbe nur in den eingegrabenen oder eingekätzten Verzierungen verbleibt. Dann druckt man die Platte auf Seidenpapier, am besten auf „englisches Druckerpapier von Herrn Fondeners Rappers Mills Henley Steffordshires Potterys“, ab und legt den Papierabzug auf das Geschirr, das mit Umdruckdecor versehen werden soll. Mittelft einer feuchten Roulette wird über das Papier gefahren, bis der Kupferstich auf dem Gefäß abgedruckt ist und sichtbar wird, d. h. bis das Papier unter Zurücklassung der Zeichnung sich vom Geschirr löst. Die so bedruckte Ware kann vor dem Brennen, um sie leichter und teurer verkaufen zu können und um ihr ein hübsches Aussehen zu geben, noch mit Terpentinfarben koloriert werden. Die Zubereitung der verschiedenen Farben zum Malen auf Steingut, des Hell-, Dunkel- und Seladongrün, des Gelb, Violett, Braun, Himmel- und Dunkelblau, sowie der verschiedenen Rot, übergehen wir hier.

Das Aufbrennen der Glasur geschieht in Stagenöfen. Zu schwach gebrannte Ware muß noch ein drittes Mal in den Ofen, damit die Glasur keine Risse bekommt und um zu verhindern, daß der Kredit der Fabrik durch schlechte Ware gefährdet wird. Auch das nicht vollständig weiße Biskuit sollte vor dem Glasurbrand nochmals gebrannt werden, um aller Ware den gleichen Ton zu geben und um die verschiedene Nuancierung zu vermeiden. Das auf die Glasur bedruckte und bemalte Geschirr wird in Muffeln gebrannt, benötigt also wie zu schwach gebrannte Ware einen dritten Brand. Kommen die Dekorationen vor dem Einbrennen der Glasur auf den noch porösen Scherben, so genügen zwei Brände: der erste liefert nach der alten Terminologie das sog. „Biskuit“, also das im Ofen gebrannte, aber noch einer Glasur entbehrende irdene Geschirr; im zweiten Brand wird mit der Glasur, dem durch Eintauchen des Biskuits in die in Wasser gelöste Glasurmasse gewonnenen Geschirrüberzug auch

die darauf schablonierte, gemalte oder getupfte Dekoration der Ware eingebrannt.

Unsere im Jahresbericht des Landesmuseums gemachte Feststellung, daß es sich bei den Schooren-Fayencen des 19. Jahrhunderts zum größten Teil um Massenartikel handle, bleibt auch für das Schooren-Steingut der Schellerschen Fabrik bestehen, und dies in erhöhtem Maße; denn während sich einzelne Fayencen aus der Nägelschen Fabrik in Fällen, da es sich um eigens bestellte Geschenke mit Dedikationsinschriften handelt, durch sorgfältigere malerische Ausschmückung auszeichnen, ist das Schellersche Steingut zum bloßen Fabrikationsartikel mit unpersönlicher Dekoration geworden, das aber technisch, dank den Bestrebungen des Hauptmanns Johannes Scheller nach möglichster Vervollkommnung seiner Erzeugnisse, auf einer sehr respektablen Höhe steht und den Vergleich mit den gleichzeitigen Produkten der schweizerischen und süddeutschen Konkurrenzfabriken recht wohl aufnehmen kann.

Die Clichés zu den Abbildungen 1, 2, 3, 4, 12, 13, 14, 15 und 16 konnten wir mit freundlicher Erlaubnis der Direktion des Schweiz. Landesmuseums zum Abdruck bringen.

Verzeichnis der Abbildungen.

- Abb. 1. Zürcher Porzellan- und spätere Nägelsche Fayencefabrik im Schooren (A); Schellersche Fabrik im Bändler (B) und im Schooren (C).
- „ 2. Schellersche Fabrik im Bändler-Rilchberg.
- „ 3. Schellersche Steingutfabrik im Schooren-Rilchberg.
a. Gesamtansicht von Westen; b. das große Fabrikgebäude See-
straße 201.
- „ 4. Markentafel.
- „ 5. Artikel der Schellerschen Fabrik in „Porzellanform“. Um 1850.
- „ 6. Artikel der Schellerschen Fabrik in „gerippter“, „gezackter“ und
„Grecque-Form“. Um 1850.
- „ 7. Rannen- und Tassenformen der Schellerschen Fabrik. Um 1850.
- „ 8a. Engobierte Artikel der Schellerschen Fabrik. Um 1850.
- „ 8b. Figürliches Steingut der Schellerschen Fabrik. Um 1850.
- „ 9. Ordinäres weißes Steingut der Schellerschen Fabrik. Um 1850.
- „ 10. Apothekergefäße der Schellerschen Fabrik. Um 1850.
- „ 11. Buntbemalte Suppenschüssel mit Marke „SCHELLER“. Um
1850/60. — Zürich, Schweiz. Landesmuseum.
- „ 12. Geschirr aus der Schellerschen Fabrik in Porzellanform mit Um-
druckdekor, bezeichnet J. S. Um 1850/60. — Privatbesitz.
- „ 13. Geschirr aus der Schellerschen Fabrik, bezeichnet „BRYONIA-S“. Um
1850/60. — Privatbesitz.
- „ 14. Geschirr mit grau-schwarzem Umdruckdekor aus der Fabrik von
Villeroy und Boch, bezeichnet „BRYONIA -V & B“. Um 1850.
— Privatbesitz.
- „ 15. Figuren mit Schweizer Trachtenbildern und Blaumarke Z. Um
1850/60. — Zürich, Schweiz. Landesmuseum.
- „ 16. Fayenceplatte mit Ansicht der Stadt Luzern. Um 1850/60. —
Zürich, Schweiz. Landesmuseum.
-